UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht
1937

11 (1937)

Visual Library

VERGISSMEINNICHT

ILLUSTRIERTE KATHOLISCHE ZEITSCHRIFT der MARIANNHILLER MISSION

Nummer 11 · November 1937 · 55. Jahrgang

Allerseelen

Füllt die Ampeln, zündet Kerzen,
Bringt an Blumen, was noch blüht,
Jedem stillgeword'nen Herzen
Sinne nach ein treu Gemüt!

Betet, daß das Amt der Engel
Allen werde anvertraut,
Die wir hier im Tal der Mängel
Wandelnd unter uns geschaut.

Kehrt den Tränenblick nach oben
In das off'ne Vaterland,
Die zu Christo sind erhoben
Winken mit der Siegeshand.

Doch die noch im Kreise fehlen
Seufzen tief vom Grund herauf. —
Oft erklingt's, dann schweben Seelen
Reuig in den Himmel auf.

Heinz Bähr

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zur Vigil von Allerheiligen

„Frohlocken dürfen die Heiligen in ihrer Glorie, sie freuen sich an dem Orte ihrer Ruhe, Lobpreis Gottes klingt aus ihren Liedern." Ps.149 (Offertorium der Vigilmesse).

Im Tagesevangelium (Luk. 6, 17—23) wird erzählt, wie der Heiland von Volksscharen umdrängt und gesucht war. Von Süd und Nord, ja von der Meeresküste und dem Heidenland kamen sie. Sie verlangten nach seiner Nähe, „denn von ihm ging eine Kraft aus." Die machte Seele und Leib gesund.

Damit sie aber in alle Zukunft von der tiefsten Gesinnung und Heilskraft des Herrn die rechte Vorstellung haben könnten, gab er seinen Jüngern und Sendlingen jene Grundsätze der verborgensten und dauerndsten Seligkeit des Menschenherzens mit, die der Evangelist Lukas in folgende kurze und merkwürdige Sätze kleidet: „Selig ihr Armen — Bedürfnislosen und Genügsamen — denn euer ist Gottes Reich! Selig, die ihr hungert — denen die Welt wenig Befriedigung bietet, die aber umsomehr nach dem Ewigen verlangen — denn ihr werdet gesättigt werden! Selig, die ihr nun weint — denen zur seelischen Erziehung das Leid nicht erspart bleibt — denn ihr werdet noch lachen! Selig seid ihr, wenn euch die Menschen hassen und euch ausschließen, wenn sie euch schmähen und euren Namen als böse tilgen . . . des Menschensohnes wegen. Freuet euch dann und frohlocket, denn euer Lohn im Himmel ist groß!"

Diese geheimnisvollen Worte Christi, die so ganz der Anschauungsweise der meisten Menschen entgegen sind, die Heiligen haben auf sie gehört, sie überdacht, betrachtet und endlich verstanden. Sie haben sich an diese Worte gehalten und manchmal mit ihren letzten Kräften daran geklammert. Deshalb „frohlocken sie nun in der Glorie und freuen sich an dem Orte ihrer Ruhe."

Es war ihre Mühe und ihr Kampf um Christi Grundsätze nicht gering und leicht. Aber nachdem die Klippen nun gründlich durchfahren sind, singen sie am Hafen ihrer seligen Hoffnung Lieder, die aus Leid und Überwindung geboren sind. Uns möchten die Heiligen ermutigen, ihren Weg nicht ganz zu scheuen, zumal wenn uns Gott durch Ereignisse und Schickungen auf diesen Weg drängen will.

„Der Gerechten Seelen sind in Gottes Hand und es berührt sie nicht die Qual der Bosheit. Schienen sie auch vor den Augen der Toren zu sterben, sie sind doch im Frieden." Weisheit 3. (Kommuniongebet der Vigilmesse).

In Gottes Hand geborgen sind die Heiligen jetzt vor jeder Bosheit und Qual geschützt. Schienen sie auch in den Augen der Gottlosen zu sterben und ruhmloser Vernichtung anheimzufallen . . . sie sind im Frieden. Und mit ihrem Frieden, der alle irdischen Begriffe übersteigt, preisen sie den Herrn, der sie durch Tod und Untergehen zum Heil geführt hat. Das Gotteslamm, selbst getötet, um sie zu erlösen, erhält von ihnen auch dadurch ewige Anbetung, Ehre und Verherrlichung.

Nach der heiligen Kommunion sind wir alle in besonderer Weise „in Gottes Hand." Unsere Seelen sollen Gottes Hand zu mutigem Fortschritt ergreifen und sich ruhig Gottes allmächtiger und doch so zarter Hand anvertrauen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

H. Kocher

Allerseelen!

Die Erinnerung an das Leben der Heiligen, das sich ganz an Gottes Hand abwickelte und auch bei allem Weh noch glücklich war, muß uns heute bei der Bosheit, die sich vielleicht an uns herandrängen wird, stärken und aufrichten.

— d —

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mariannhill: Unsere Toten

Wieder ist einer, den man in der Mission noch recht gut brauchen konnte, von uns gegangen, der ewigen Heimat zu: P. Beda Gramsch.

Einst war er Lehrer gewesen und äußerst glücklich verheiratet. Da starb ihm die junge Frau auf dem Wochenbette. Das traf ihn so tief, daß er sich zu keiner zweiten Heirat entschließen konnte, obwohl sich ihm bald eine glückverheißende Verbindung darbot. Er legte seine Stellung nieder, verließ die Heimat und ging nach Afrika zu den Mariannhiller Missionaren. 1888 kam er an. Nach kurzer Probezeit war er hier Lehrer an der Eingeborenenschule. Dann wurde er als Bruderkatechet nach Ottingen geschickt und war dort der eigentliche Missionar, da der einzige Pater dort kaum einige Brocken Zulu konnte. Dann kam er nach Centocow und von dort nach Mariannhill, um seine Studien zu vollenden. Als Priester war er zuerst Rektor in Mariatal, um dann Mariahilf zu übernehmen. Mariahilf war damals nur eine Katechetenstelle und alles mußte erst geschaffen werden. „Der alte Bede", wie wir ihn nannten, verzagte niemals. Wie er es in Otting und Centocow gemacht hatte, tat er auch in Mariahilf: Mit seiner Geige unterm Arm zog der einstige Lehrer aus dem Ermelande hinaus in die Kaffernkraale und fiedelte den staunenden Schwarzen deutsche Lieder vor. Daran knüpfte er dann seine religiösen Gespräche und Belehrungen und die Leute gewannen ihn lieb. Er ist immer ein stiller Mann gewesen und hat viel Leid und Not still getragen, viele Jahre auf seiner Hungerstation ausgehalten. Wenn halt gar nichts mehr da war zum Essen, hängte er sich seine große Ledertasche um und bettelte auf einer Nachbarstation um eine kleine Hilfe in Lebensmitteln. Oft hatte er nichts als etwas Kaffee, Reis und grünen Mais. Ein Jahr war er auch in portugiesisch Ostafrika, dann längere Zeit in Reichenau, von wo aus er auch Citeaux, Clairvaux und Loteni besorgte. Er war fast jeden Tag auf einer anderen Station. Geklagt hat er nie, so übertrug man ihm alles was nur ging. Später kam er wieder nach Mariahilf und schließlich nach Mariatrost, von wo er ins Kloster zurückkehrte. Von hier aus besorgte er wieder viele Jahre einen Teil der Außenstationen, bis er einfach nicht mehr konnte. Im vergangenen Jahre erlebte er noch eine große Freude: Den Besuch seiner Heimat nach 47 jähriger Tätigkeit in der Mission.

Als er zurück kam, war „der alte Bede" noch stiller geworden. Wer ihn aufsuchte, mit dem konnte er zwar ganz herzlich plaudern, doch niemals hörte jemand aus seinem Munde ein hartes Wort. Immer hilfsbereit, holte man ihn ständig zu Aushilfen und Versehgängen. Eine kleine Erkältung brachte ihm die Todeskrankheit. Er achtete sie zuerst nicht, dann aber erkannte er sie schnell und wehrte sich auch nicht dagegen, daß das Ende gekommen sei. Wenige Stunden vor seinem Tode sagte er mir noch in gutem Humor: „Ich lebe noch!" Am Pfingstmontag abends nach 6 Uhr ging er hinüber, wohlversehen, unter dem Gebete mehrerer Priester und ohne sichtbaren Todeskampf. In unserer Gemeinschaft sah man in ihm keine irgendwie bedeutende Persönlichkeit, aber alle wußten: Das war eine einfache, aber lautere Seele ohne Falsch und Selbstsucht.

Hier sei auch noch eines anderen Toten gedacht, des Br. Napoleon Falkenstein aus dem Rheinlande. Er war Bindergeselle gewesen und ein flotter Bursche. Da meinte er eines Tages über dem Flusse die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mariannhiller Neupriester segnet die Gräber seiner Heimat

Photo: Hummel, Bergrheinfeld

Mutter Gottes zu sehen, die ihm sagte: „Geh zu den Jesuiten!" Es wollte ihm dies nicht allzusehr gefallen, aber er schnürte dann doch sein Ränzel und begab sich nach Holland, da die Jesuiten damals in Deutschland nicht geduldet waren. Bevor er aber ein Jesuitenkloster erreichte, geriet er in eine Weinhandlung, wo es ihm so gefiel und wo er so gut verdiente, daß er dort mehrere Jahre blieb. Dann aber machte er sich doch los und ging zu den Trappisten nach Mariannhill. Hier nun war er allzeit ein vorbildlicher Ordensmann, still und treu bei seiner Arbeit, eifrig im Gebet. Viele Jahre war er Zimmermann in Mariazell am Fuße der Drakensberge, um dann seine alten Tage im Hospital von Mariannhill zu verbringen. So lange er konnte arbeitete er auch hier noch, dann aber war er ein unermüdlicher Beter. War in der Pfarrkirche irgend einmal eine späte Messe, so war er sicher da, so schwer er auch schon gehen konnte. Jedes Jahr fürchtete er schon den Karfreitag, da ihm einst geträumt hatte, er werde an einem Karfreitag sterben. Nun starb er aber doch schon einige Tage vor dem Karfreitag am 16. März und ganz friedlich.

Es ist schön, den Toten das letzte Geleit zu geben, aber es ist noch schöner, Tote wieder zum Leben aufzuerwecken durch die barmherzige Liebe, mit der ein Mensch zu einem Unglücklichen kommt, um ihn aus dem tiefen Schlafe der Sünde und des Todes aufzuwecken zu einem neuen Leben in Christo Jesu, unserem Herrn.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zeige uns dein Reich!

47.

Regnum-Christi-Gebet

4.

„Maria, Ausspenderin aller Gnaden und Königin im Gesamtreiche Christi! In großer Not fliehen und rufen wir zu Dir: Vermittle Deinen Kindern und schwerbedrängten Untertanen die ersehnte Hilfe: Erleuchtung der Geister, Umwandlung der Herzen und endliche Vereinigung Aller in der einen, heiligen, apostolischen und katholischen Kirche! Erlange uns beständigen Mitwirkungseifer zur allgemeinen Wiederherstellung des Reiches Christi! Amen."

Erleuchtung der Geister und Umwandlung der Herzen bedeutet in Wirklichkeit die große Gnade, deren wir dringendst bedürfen. Denn der weltverbreitete Irrtum hat die Mehrzahl der Herzen Gott entfremdet, von Christus und Seinem Reiche losgerissen. Die Königin im Licht- und Gnadenreiche ist der Welt von Gott zur Vermittlerin des Umschwunges gegeben. Sie führt uns in die große Heilsanstalt für alle Völker und Zeiten, in das Regnum Christi: die katholische Kirche. Diese Stiftung ist das Lebenswerk des Königs für alle Nationen und Sprachen und die eine universale Friedensanstalt der Menschheit!

Die große Not der Gegenwart kann einzig und allein durch allgemeine Wiederherstellung des Reiches Christi behoben werden. Das heißt also durch einmütigen Zusammenschluß aller Völker unter ihrem König. Durch innige Verbindung der Glieder des Leibes mit seinem Haupte! Durch die gottgewollte Einheit der Menschheit im Regnum Christi!! Diese einfache Wahrheit und große Idee liegt dem gleichnamigen Presse-Unternehmen zugrunde. Im November des vorigen Jahres erschien die erste Nummer des „Regnum Christi." Es hängt vom klaren Verständnis für den Ernst der Sache und vom resoluten Zusammenschluß der katholischen Kräfte ab, ob dieses Werk zum Wohl und Besten der Gesamtheit gelinge . . .

Die Leiter der Christkönigs-Kongresse haben es mit dem Segen des Papstes und im Vertrauen auf die katholische Brudergemeinschaft begonnen. Allgemeine, dauernde Mitwirkung sollte Ehrensache jedes Katholiken sein wie es auch gebieterische, heilige Pflicht der Stunde ist!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Lust und Leid eines Afrikamissionars

Von P. Majara CMM. (Fortsetzung)

Eine abenteuerliche Wanderung

Etwa ein halbes Jahr war ich in der Mission, da wurde vom Hochwürdigsten Herrn Bischof angeordnet ein Eucharistisches Triduum für Kinder auf der großen Missionsstation Centocow abzuhalten. Die umliegenden Stationen sollten mit ihren Schulkindern dorthinkommen.

Drei Tage zuvor, am Nachmittag, kam P. Eligius von Clairvaux mit seinen Kindern zu mir. Bevor die Schule, etwa sechzig Kinder, ein Missionar und eine Schwester, in unsere Farm einbogen, ordneten sie sich zum Zuge. Voran ein kleiner, schwarzer, strammer Fähnrich. Auf seiner hochragenden Fahne prangte das Wort „Clairvaux", dann die anderen Buben in Reih und Glied, jeder ein Schüsselchen am Gürtel hängen und einen Löffel, die Hauptwaffen im Kampf um die Futterkrippe, und zwei Stöcke in den Händen, um sich gegen die Schlangen zu wehren, oder besser um sich gegenseitig zu verdreschen. Die Wilden bleiben Wilde, auch auf einer Pilgerfahrt. Hinter den Buben wanderten die Mädchen mit lachenden Augen und blitzenden Zähnen, sittsam wie Täubchen oder auch nicht.

Als der Zug in die Station einmarschierte, bimmelte unser Glöcklein feierlich. Im kleinen Kirchlein erscholl kräftig „Sikutusa, Baba wetu, Großer Gott wir loben Dich" und „Maria, Nina wom Sindisi, Maria, Mutter des Erlösers . . ."

Nach vier Stunden Wanderung knurrte der Magen. Unsere Buben

Br. Franziskus Kneidl CMM. nimmt Abschied von seinen Lieben
Photo: Wojaczeck, Schurgast

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Unsere diesjährigen Neupriester der Mariannhiller Mission
Photo: Pius-Seminar, Würzburg

sitzen schon am Boden am Schulhaus entlang, gegenüber nehmen die fremden Knaben Platz, ebenfalls am Boden. Nun starrt man sich gegenseitig an und sucht in den Augen zu lesen, ob man einen Feind oder Freund vor sich hat. Dann grüßt der Größte unserer Rangen die Gäste mit „Sanibona, madoda, wir haben euch gesehen, ihr Männer!" Die anderen Jungens fallen ein mit möglichst tiefen Stimmen. Sie möchten gerne brummen wie Männer. Die Kinder von Clairvaux antworten in derselben Weise und nun ist Freundschaft geschlossen und die Löffel scharren gierig in den Blechnäpfen, die mit Maisbrei und Bohnen gefüllt sind.

Am nächsten Morgen brechen wir auf mit den vereinigten zwei Schulen, wir zwei Missionare zu Pferd. Nach drei Stunden Wanderung meldet sich schon ein Kleiner: „Vater, laß mir Deinen Gaul, ich kann nicht mehr laufen." „Hab ich dir nicht schon gestern gesagt, du Schlingel, du sollst zuhause bleiben. Nun, in Gottes Namen! Aber schlage ja den Gaul nicht, sonst geht er mit dir durch!" „Nein, Vater, ich werde ganz langsam reiten!" Hinter mir höre ich eine Gerte knacken. Im Nu ist der kleine Cyrillus auf dem Gaul, aber im selben Augenblick schwingt sich ein Zweiter hinter ihn und haut mit wilder Lust mit seiner Gerte auf den Gaul ein. „Gijima, ihashi, gijima, Lauf, Gaul, lauf!" schreit Cyrillus und schon rast der Gaul im Galopp davon.

Die Straße kriecht in Windungen um den Bergkegel herum. Eben sind die zwei kleinen Reiter um die Kurve verschwunden. Mir klopft das Herz vor Angst und Aufregung. Wenn nur nichts passiert! Schon erscheint der Gaul wieder auf der anderen Seite des Berges, aber ohne Reiter. „Bafa, bafana! Die Buben sind verloren!" schreien die Kinder durcheinander. Wir eilen nun nach, so schnell wir können. Bald erreichen wir die Unglücksstätte. Da liegen die beiden Jungens im Gras. Der eine krabbelt eben in die Höhe, schreiend mit einem Maul wie ein

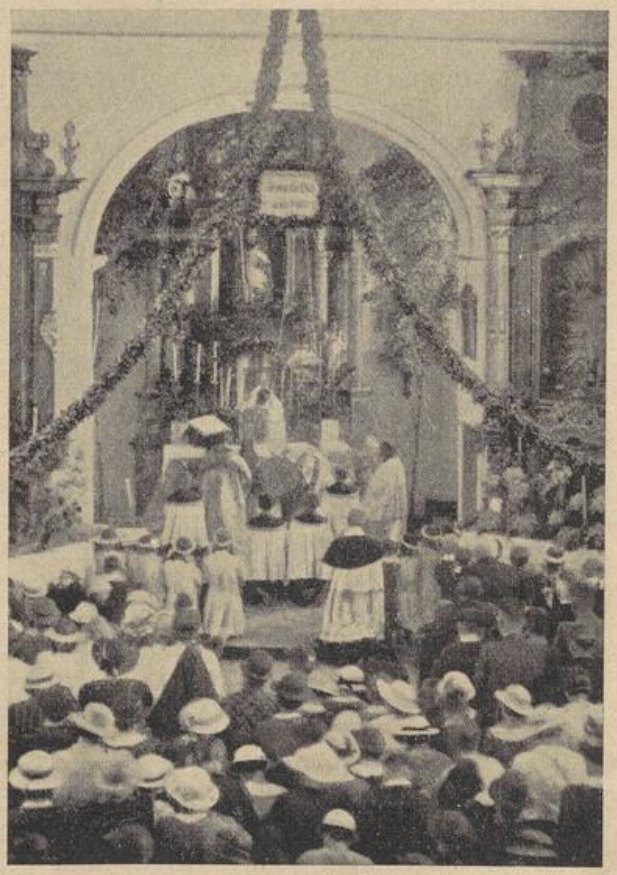
Nilpferd. Eine Hand hält er an die blutende Wange. Der andere Bub liegt wie bewußtlos am Boden. Von der Schläfe sickert das Blut. Ich atme auf, wie er unter unseren kräftigen Hieben, wollte sagen künstlichen Atmungsbewegungen, wieder aufwacht, und das Geheul des anderen verdoppelt.

Wieder geht es weiter über Berg und Tal, ich führe die beiden kleinen Missetäter an der Hand. Allmählich trocknen die Tränen und auf ihrem Antlitz malt sich wieder besseres Wetter.

Am Abend landen wir auf einer Außenstation. Auf einem Hügel stehen zwei große Lehmbaracken, die eine als Schule, die andere als Kirche. In der Schule werden die Mädchen einquartiert, in der Kapelle die Buben. Bald darauf gesellen sich noch über hundert Kinder zu uns von der Station Reichenau.

Schon in der Nacht vorher haben wir einen Ochsenwagen mit Essen für die Kinder vorausgeschickt und nun sind die Schwestern daran, das „Rohmaterial" zu verarbeiten. Nach der Abendsuppe sitzen die Jungens müde auf dem großen Platz zwischen Schule und Kapelle herum um in aller Ruhe und mit Verstand die Verdauung zu genießen. Da wirft plötzlich ein schwarzer Range einen Fußball in die Mitte und schon ist die ganze Schar auf den Beinen und springt wie eine losgelassene Meute tobend und schreiend hinterher. Alle Müdigkeit ist vergessen, die Augen glühen und die Beine fliegen. Erst die Nacht macht dem wilden Treiben ein Ende.

Mein Mitbruder und ich, wir suchen uns ein Plätzchen hinter einer Lehmwand in der Kapelle, genannt „Sakristei". Dort streckten wir uns in Kleidern aus auf Strohmatten. Mitten in der Nacht erwache ich. Mein Mitbruder, P. Eligius, beginnt zu poltern wie im Kriege die Soldaten, wenn einem ein „lieber" Kamerad die Schmalzbüchse geklaut hatte. „Mich beißt es an allen Ecken und Enden!" „Mich auch", schimpfe ich drein. Wir zünden unsere elende Ölfunzel an und sehen zu unserem Schrecken, daß die Ameisen über uns hergefallen sind, als hätten sie ein totes Kamel gefunden. Da hilft nur schleunige Flucht.



Erstes heiliges Meßopfer
(Primiz des Hochw. P. Emmeram CMM., Gansheim)
Photo: Riedelsheimer, Gansheim

Am nächsten Morgen gesellen sich noch andere Schulen zu uns. Als wir gegen Mittag am Fluß vor Centocow ankommen, ist unsere Zahl schon auf über Tausend angewachsen. In langer Prozession ziehen wir auf der großen Station ein, voraus die Missionare, Katecheten und Lehrer zu Pferd, dahinter die einzelnen Schulen mit ihren Fähnlein. Die fünf schweren Glocken der großen Missionskirche läuten uns einen donnernden Willkomm.

Wie die folgenden erhebenden drei Tage verliefen, mag der liebe Leser im Augustheft des „Vergißmeinnicht" nachlesen.

Am vierten Tage wanderten wir auf demselben Wege wieder heim. Wir waren nur mehr zwei Stunden vom Ziele, da zogen am Himmel braune Wolkenballen heran. Nicht lange, und ein furchtbarer Sandsturm wirbelte um uns. Brennend und beißend setzte sich der heiße Sand fest in Nase und Ohren, im Munde und besonders im Haar. Die Mädchen warfen die Schürzen über den Kopf und die Buben zogen ihre Mützen über das Gesicht. Ich konnte mich vor den Windstößen im Sattel nicht mehr halten, sprang ab und führte das Pferd am Zügel. Da kam ein größerer Junge: „Vater, laß mich aufsitzen, ich kann nicht mehr weiter." „Aber hast du nicht gesehen, daß ich mich selber im Sattel nicht mehr halten konnte? Der Wind ist zu stark!" „Nein, Vater, ich bin ein guter Reiter, ich werde mich schon festhalten." „In Gottes Namen!" Im Nu sitzt der Junge im Sattel. Der Gaul trabt unruhig dahin an der Spitze des Zuges. Auf einmal macht er einen mächtigen Satz und bäumt sich wild auf. Offenbar hat ihm der Sturm ein Steinchen in die Augen geschleudert. Der Junge fliegt aus dem Sattel, im Sturze verwickeln sich seine Beine im Zaumzeug, mit Blitzesschnelle erhaschen seine Hände wieder die Zügel und klammern sich daran krampfhaft fest unmittelbar unter dem Maul des Pferdes. Das Tier scheut unter der ungewohnten Last und sucht den Jungen bald rechts, bald links an die Felsen zu schleudern. Wir ziehen eben durch einen Hohlweg. Mit schreckhaft geöffneten Augen verfolgen die Kinder die aufregende Szene. Ich stürze vor, werfe mich dem Gaul in den Weg und ziehe mit aller Kraft die Zügel nieder. Der Schimmel erkennt seinen Herrn und wird ruhiger. Es gelingt mir, den Jungen zu befreien. Dicke Tränen rollen über seine Wangen. Vor Schrecken kann er nicht sprechen, nur schluchzen.

Schnell wie er gekommen, war der Sturm vorübergefegt. Todmüde vom langen Wandern, ausgehungert, voll Durst und mit Staub bedeckt kommen wir auf unserer Missionsstation Citeaux an. Die Kinder werden unter die Brause gestellt. Mit einer Wurzelbürste werden die Krausköpfe wieder gereinigt. Wie die Sterne heraufziehen, träumt die kleine schwarze Gesellschaft bereits von den Abenteuern dieser Reise. (Forts. folgt)

„Ein Volk, das in unsagbar schwerer Zeit im Kampf um das tägliche Brot und inmitten leidvollen Ringens die Seelengröße aufbringt, seinen Anteil an dem göttlichen Werke der Weltmission so freudig und opferbereit zu tragen, ein solches Volk kann gewiß sein, daß des Himmels Gnade als überreicher Segensstrom zurückfließt auf es selbst und Land und Volk befruchtet, von dessen Großmut es seinen Ausgang nahm."

(Kardinalstaatssekretär Pacelli)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Heilige Fahrt

Tiefe Furchen reißt das Schiff
In des Meeres blaue Wogen,
Stürmt dahin in Stolzer Pracht
Unter blauem Himmelsbogen.

Steht an Bord der Missionar,
Den die kühle Flutenwelle
In die weite Ferne trägt
Aus dem Frieden seiner Zelle.

Das Geheimnis seiner Kraft
Liegt verankert im Vertrauen
Zu dem Heiland, dem er hilft
Eine Gnadenwelt erbauen.

Eine Welt voll Herrlichkeit
Will er schaffen in den Herzen,
Will im finstern Heidentum
Zünden an die Glaubenskerzen.

Mit den Ordensbrüdern fährt
Er hinaus in Christi Gnade;
Und das Kreuz von Golgatha
Hebt als Leuchtturm sich am Pfade.

Opferflammen brennen klar
In der Seele heil'gen Tiefen;
Und es ist dem Missionar,
Als ob ihn die Engel riefen;

Riefen zum Apostolat
In das Reich der Todesschatten,
Wo in Nacht und Finsternis
Seelen hoffnungslos ermatten.

Gold'ner Sterne gold'nes Licht
Rieselt um des Schiffes Planken,
Und der Wellen Nachtgebet
Brauset um die breiten Flanken.

„Stern des Meeres, strahle mir
Leitend auf Apostelwegen;
Gib der Fahrt auf hoher See
Deinen mütterlichen Segen."

Also zu der Königin
Der Apostel fleht er leise;
In das Beten singt das Meer
Seine feierliche Weise.

M. Pohl

Wie die Allerseelen-Mission zu ihrem Namen kam

Von P. Joseph Kammerlechner CMM.

Da gab es irgendwo im schönen Bayernlande einen geistlichen Herrn, der sich alter Heiligenfiguren mit besonderer Liebe annahm, die da irgendwo auf einem alten Speicher ihr so trauriges, nicht verdientes Dasein fristen mußten. Oder manchmal standen solche alte Heiligenfiguren auch in irgend einer Nische eines alten Bauernhauses, und die traulichen Tauben trieben dann ihren Schabernack mit ihnen und verletzten gar gröblich die Achtung, die solche Heilige, die einmal in einer Dorfkirche gestanden, verdient hätten. Durften sie doch da früher zur Zierde des Gotteshauses beitragen und waren oft sogar in allernächster Nähe des eucharistischen Heilandes aufgestellt. Also besagter Geistlicher nahm sich in ganz besonderer Liebe dieser so wenig geschätzten alten Heiligenfiguren an und sammelte sie mit großem Eifer und manchmal auch in geduldigem Kampfe mit den gegenwärtigen Besitzern solcher Figuren, die nur zu oft sonderbarerweise nicht so ohne weiteres bereit waren, ihren so wenig geschätzten Heiligen dem geistlichen Herrn zu überlassen. So hatte also unser geistlicher Herr schon eine ganz nette Sammlung alter Figuren in seinem Benefiziatenhäuschen beisammen. Dieser geistliche Herr nun hatte auch einen Neffen, der auch ein Geistlicher werden wollte. Wenn dann dieser in den Ferien seinen Onkel besuchte traf es sich manchmal, daß er ihn auf so einer Jagd nach einem alten, vergessenen Heiligen begleiten durfte. Unter dieser Sammlung nun befand sich auch eine schöne geschnitzte Gruppe der armen Seelen. Sie bestand aus drei Holzfigürchen, die die leidenden Seelen in den Reinigungsflammen darstellten. Der Neffe des besagten Geistlichen ist dann auch wirklich Priester geworden. Schon nach ein paar Jahren seines Priesterwirkens im schönen Bayernlande hat er dem Ruf des Herrn

Unsere Schweizer Missionsstudenten, Altdorf (Kt. Uri)
Photo: P. Bechtiger, Altdorf

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nicht mehr widerstehen können und dieser rief ihn als Heidenmissionar in die fernen Länder des schwarzen Erdteils.

So kam nach dem Noviziat in der Heimat der Tag seiner Abreise. Da wollte ihm sein Onkel noch eine ganz besondere Freude machen, indem er einmal tief hineingriff in seinen Schatz und eine große Kiste vollpackte mit einer Reihe seiner mit so großer Liebe gesammelten Heiligenfiguren. So sollten also im fernen Heidenland diese alten Heiligenfiguren wieder zu neuen Ehren kommen. Diese so lange Ausrangierten sollten wieder in ihren früheren Dienst genommen werden und sollten in einer Kirche stehen dürfen, wenn es auch nur ein armes, vielleicht sogar ganz armes Missionskirchlein war. Welche Freude für den fleißigen alten Sammler und welche Freude für den neugebackenen Missionar.

Unter dieser Sammlung nun, die der gute Onkel seinem Neffen mit in die Mission gab, befanden sich auch die drei Figürchen der Armenseelengruppe. Da nun aber ein neugebackener Missionar noch keine neue Kirche zu bauen hat und noch weniger gleich eine neue Missionsstation aufmachen wird, so hatte unser Missionar persönlich noch keine Verwendung für seinen Schatz. Da aber ein armer Ordensmann auch keinen Schatz haben soll, so wollte unser Missionar unter seinen älteren Mitbrüdern Umschau halten, ob er nicht dem einen oder anderen mit Heiligenfiguren aushelfen könnte, sein armes Missionskirchlein etwas auszuschmücken. Da fand er nun zu schnell Abnehmer für seine Schätze. Ganz besonders die Gruppe der armen Seelen versprach der Erbauung der schwarzen Christen in hervorragender Weise zu dienen. Kaum waren sie aus den Kisten gepackt, so erregten sie schon das tiefste Mitleid der kleinen schwarzen Waisenkinder der Missionsstation, die der Wirkungskreis unseres neuen Missionars werden sollte. Diese kleinen schwarzen Naturkinder haben gleich die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen beim Anblick dieser leidenden Seelen.

Zur selben Zeit nun als der neue Missionar in der Mission ankam, hatte ein älterer Missionar den Plan gefaßt, eine neue Missionsstation zu gründen in einem sehr vielversprechenden Gebiete. Unter unsäglichen Schwierigkeiten arbeitete er dort voran. So nahm er gerne das Anerbieten des neuen jungen Mitbruders an, aus seiner Sammlung einiges für sich auszuwählen. Ganz besonders gefielen ihm dabei die drei Figürchen der armen Seelen. So kam er auf den Gedanken, diese Armenseelengruppe auf seiner Neugründung zu verwenden. Ja, er machte die armen Seelen sogar zum Hauptpatron seines bescheidenen Missionskirchleins, und so bekam diese Neugründung den Namen: Mission zu den armen Seelen.

Seitdem sind viele Jahre vergangen und es hat sich viel seit dieser Zeit geändert. Die Missionsstation der armen Seelen hat ihren Missionar gewechselt. Ja, der Gründer der Armenseelen-Mission ist sogar mit seinen Mitbrüdern in einen ganz anderen Winkel des schwarzen Erdteils verschlagen worden zu einem ganz anderen Stamm. Seine Nachfolger haben in vielen Punkten ganz andere Anschauungen vertreten wie der Gründer dieser Station. Selbst den Platz haben sie nicht für praktisch gefunden und sind wo anders hingezogen. Sie haben also die Missionsstation verlegt. Auch die armen Seelen selbst, d. h. die Gruppe der drei Holzfigürchen, sind wieder in Ungnade gefallen und wurden auf dem neuen Platz nicht mehr als Hauptgruppe im Missionskirchlein verwendet. Ganz aber haben sie sich doch nicht mehr verdrängen lassen, denn der Name ist auch unter den neuen Herren geblieben und auch heute noch heißt die Missionsstation: Allerseelen-Mission. Das hat sich wohl der alte Künstler, der diese

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Figürchen schuf, nicht träumen lassen, daß er damit einmal nach vielen Jahren einer Missionsstation in Afrika ihren Namen geben wird. Das hat sich auch der alte geistliche Herr sicher nicht träumen lassen, als er die drei Armenseelen-Figürchen für seinen in die afrikanische Mission reisenden Neffen einpackte, daß er damit einer Missionsstation den Namen geben würde. Ganz besonders aber werden sich darüber die armen Seelen selbst freuen, denn auch das ist etwas, was die Neuchristen vielfach erst lernen müssen, nämlich das Gebet für die armen Seelen im Fegfeuer.

Heidnische Versöhnungsfeier und öffentliches Schuldbekenntnis

Von P. Odo Ripp CMM.

Ohne Frieden kann das Menschenherz nicht glücklich leben. Frieden, Frieden ruft es, und es war kein Frieden. Warum? Weil die Menschen den Frieden stören durch Zuwiderhandlung gegen das ewige Gesetz, das jeder Seele eingeschrieben ist und sich im Gewissen offenbart. Das erfahren auch hiesige Heiden, wenn sie irgendwie gegen den Ausspruch ihres besseren Gewissens handeln. Daß auch in ihnen diese Stimme des Schöpfers sich offenbart, ist unzweifelhaft. Zwar ist ihr Gewissen vielfach verbogen und irregeleitet von den in ihnen wuchernden bösen Leidenschaften. In einem alten Zulumärchen ist von einer Schwiegermutter die Rede, die einst zu ihrer Tochter ging und beim Schwiegersohn allerhand Schabernack trieb. Das ihr angebotene Essen verweigerte sie hartnäckig, während sie dann in Abwesenheit des jungen Paares alle Milchtöpfe säuberlich leerte. Schließlich lauerte ihr der Schwiegersohn auf, ertappte sie bei ihrem unredlichen Treiben und verbannte sie aus dem Hause. So kam sie in große Not. Während sie unter einem Baume ausruhte, sproßten Wurzeln aus und sie ward am Boden festgebannt. Es kam ein Ungeheuer auf sie zu und verschlang sie. In dieser Bedrängnis seufzte sie und sprach:

„Ich ging zu meinem Kinde,
Ein selbstverschuldeter Tod,
Ich gab nach dem bösen Gewissen (ugovana)
Während das gute Gewissen (unembeza) mich bekämpfte."

Die Zulusprache unterscheidet also genau zwischen gutem und bösem Gewissen, die sie mit zwei verschiedenen Worten bezeichnet.

Das durch eine Sünde zerstörte Gewissen hebt Einspruch gegen die böse Tat und drängt unweigerlich zum Bekenntnis der Schuld. Uns Christen hat der Friedensfürst Christus ein gutes Mittel bereitet im hl. Bußsakrament, wo jeder, der sein Gewissen durch eine Sünde verwundet hat, Heilung und den verlorenen Seelenfrieden wieder finden kann. Wenn heute die friedlose, aus tausend Seelenwunden blutende Menschheit den Weg zu diesem Heilsbad zurückfinden würde, wären wohl ihre meisten Übel sowohl leiblicher als auch seelischer Natur behoben oder wenigstens eher heilbar oder sicher viel erträglicher. Das lehrt nicht bloß die seelenkundige Mutter, die Kirche, der diese himmlische Arznei vom göttlichem Samaritan anvertraut wurde, nein, auch Ärzte von Weltruf, die außerhalb ihres Bereiches stehen, rühmen diese Seelenkur als ein Allheilmittel

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gegen so viele Krankheiten, die für jede ärztliche Kunst unheilbar sind. „Jeder echte Arzt werde die Überzeugung haben, daß es keine ärztliche Kunst ohne tiefe und demütige Bindung an Gott gebe. Was der Arzt sich wünsche, sei der begnadete Seelsorger am Krankenbett", Dr. Sauerbruch. „Die Beichte", so sagt Dr. Jung, „ist die älteste Analyse und auch die Gesundeste."

Im Schmucke des Missionskreuzes!
Junge Mariannhiller Afrikamissionare
(sie reisen nach Natal und Bulawayo)
Photo: P. Gotthard, Schurgast

Der Wurm, der am Herzen nagt, die verborgene Schuld, sie muß heraus, das verwirrte Gewissen muß beruhigt werden, soll die Seele mitsamt dem Körper gesunden. Die innere Befriedigung wirkt auf beide wie ein warmes Sonnenbad. Mit Recht hat jemand gesagt: „Du weißt es gut, vielleicht nur zu gut, daß nicht das Leben so beschleunigt als ein Geheimnis, das man nicht aussagen kann, das täglich tausendmal vom Gehirn bis zu dem Rande der Lippen sich drängt und das alsdann mit seinem ganzen Gewichte auf das Herz zurückfällt." Wie leicht ist nun ein solch lästiges Gewicht vom Gewissen abzuwälzen durch einen resoluten Willensakt: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen und ihm sagen: ‚Vater, ich habe gesündigt wider den Himmel und vor dir.' Der verlorene Himmelsfriede wird der Lohn dafür sein.

Diesen Heilsweg kennen nun die Heiden nicht. Sie suchen auf ihre Art dem bedrängten Gewissen Ruhe zu verschaffen, indem die Entzweiten, im Hader lebenden Gegner sich öffentlich gegenseitig aussprechen und verzeihen. Die Aussöhnungszeremonie findet meistens im Verwandtenkreis statt. Die soziale Lage der Heiden bringt es eben mit sich, daß da leicht viel Zunder zur Feindschaft sich anhäuft. Die Vielehe ist ein üppiges Beet, aus dem so manche Giftpflanzen wie Neid, Eifersucht hervorwachsen. Ein anderes Krebsübel bei diesen Leuten ist das so eingefleischte Beargwöhnen, das bei jedem Unfall oder Krankheit nach dem Urheber spürt und ihn gewöhnlich in der Umgebung vermutet. Dann ist es jene Sorte von Menschen, deren Behagen es bildet, durch Zwischenträgereien Zwietracht zu säen unter Brüdern, und die der Herr ganz besonders verabscheut.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Primiz des Hochw. P. Edelhard Hummel CMM. in Bergrheinfeld, Ufr.

Photo: Hummel, Bergrheinfeld

Die Zulusprache bezeugt diese Unstimmigkeiten am Familienherd durch folgende Redensarten: „In einen häuslichen Streit soll sich kein Fremder einmischen." Selbstsucht, Mangel an gegenseitigem Entgegenkommen wird also angeprangert: „Familienangehörige verleihen einander keinen Halsschmuck, d. h. Kupferringe, die man in früheren Zeiten am Halse trug. — Also Zunder zu Zwietracht und Streit ist in der heidnischen Familie genug zu finden. Platzen nun die Gegensätze aufeinander, dann sprühen die Funken, das Feuer der Leidenschaft lodert auf, man ergeht sich in Schmähreden und Verwünschungen. Man verbietet sich gegenseitig die Hütten zu betreten und kein Essen anzurühren. Doch auch hier wird die Suppe nicht so heiß gegessen als sie gekocht wird. Hat sich der Sturm des aufbrausenden Zornes gelegt und der nüchternen Vernunft wieder Platz gemacht, so kommt man zur Einsicht, daß es doch nicht schön ist, wenn Blutsverwandte in Groll und Hader zusammenleben. Das unruhige Gewissen drängt zu einer Versöhnung. Dafür wird nun ein Tag angeraumt. Ein Friedenstrunk wird zu diesem Zwecke gebraut. Die ganze Verwandtschaft versammelt sich auf dem freien Platz des Gehöftes. Die Streitenden, die ihren Strauß auszufechten haben, waschen ihre Hände mit der Brühe von den Blättern des Linganu-Baumes, der etwas Holzasche beigemischt ist. Beide binden um ihren Hals ein Blatt der Fecherpalme. Alsdannn erfolgt die Aussprache. „Ich, mein Bruder oder Schwester, wurde ärgerlich und aufgebracht, weil du das und jenes von mir ausgesagt hast." Nach Beendigung seiner Beichte alles dessen, was seinen Ärger erregt hatte, schließt er: „Nun heute, wo ich meinem Herzen Luft gemacht, und all meinen verborgenen Groll ausgeschüttet habe, ist die Sache für mich erledigt, mein Herz ist dir wieder zugetan." In derselben Weise spricht sich dann sein Gegner aus. Alsdann ziehen (melken) sie gegenseitig das am Halse befestigte Palmenblatt. Sollte dies einen zischenden Ton von sich geben, so wäre die Aussprache, die innere Versöhnung, nicht vollständig gewesen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vernimmt man kein Geräusch, so gilt das als ein aufrichtiges Verzeihen. Die Bänder werden nun vom Halse entfernt und rückwärts geworfen, als ein Zeichen, daß alles vergessen sein soll. Die Versöhnten setzen sich dann auf die gleiche Matte und laben sich am Friedenstrunke. Alle Anwesenden nehmen an dem Gelage teil, man ist in fröhlicher Stimmung über die erreichte Aussöhnung. Man belobigt dann das schöne Beispiel. Der eine sagt dies, der andere das: „Es ist etwas Gutes, wenn Verwandte das in Ordnung bringen, was sie entzweit hat. Das Leben wird nun einmal vom Munde (Zunge) getrübt, aber der Mund soll es auch wieder gutmachen." u. s. w. Hat jedoch einer der Entzweiten keine aufrichtige Aussprache gemacht und Abneigung im Herzen zurückbehalten, so gilt das als ein Frevel. Der Friedenstrunk soll ihm zum Unheil gereichen, weil er in unrechter Verfassung den Trunk zu sich nahm. Er wird Schlechtesser (Idhakubi) genannt. Obige Verwünschungen werden sich an ihm erfüllen. Es entsteht ein Gewächs oder Wassersucht in seinem Leib. — Christen, die sich dem hl. Tische nahen, erinnert diese heidnische Sitte an die paulinische Mahnung: „Es prüfe sich aber der Mensch."

Aus einem Missionarsleben

P. Apollinaris Schwamberger CMM. †

(Schluß)

Zum Abschluß lassen wir noch einen Bericht aus der Feder eines eingeborenen Lehrers von Centocow folgen.

Charakterbild des P. Apollinaris

Es hieße Gesagtes wiederholen, wollten wir hier versuchen, alle Einzelzüge im Charakter unseres großen Missionars zu einem Gesamtbild zu vereinigen. Von seinem Weitblick, seiner Arbeitskraft, seinem Optimismus ist im Vorhergehenden genügend erzählt worden. Hier soll nur einiger Eigenschaften Erwähnung getan werden, die P. Apollinaris weniger als Obern der Mission denn als Menschen zeigen. Es ist also nicht P. Apollinaris in seiner amtlichen Stellung, sondern P. Apollinaris in seiner persönlichen Einstellung zu seinem Amte; P. Apollinaris mit seinen Neigungen und Abneigungen, um den es uns hier geht.

Für das Charakterbild des Verewigten sind die mir zugesandten Berichte von solchen aus unseren Patres, Brüdern, Schwestern und Eingeborenen, die an verschiedenen Missionsstationen, wo er als Rektor angestellt war, sich unter ihm befanden, denen sich meine persönlichen Beobachtungen anschließen, so bezeichnend und bedeutungsvoll, daß ich mir nicht versagen kann, sie nach ihrem Hauptinhalt hier wiederzugeben.

Er arbeitete bei den Eingeborenen als Seelsorger, Lehrer, Arzt und Baumeister. Er war ihr Vater in allen irdischen und geistlichen Angelegenheiten. Daß er so ganz der ihrige wurde, daß er ihr völligstes Zutrauen besaß, verdankte er zum großen Teile seiner guten Kenntnis der Zulusprache, die er vollständig beherrschte, und daß er zur Klasse von Menschen gehörte, die man „gute Gesellschafter" nennt. Man findet den Missionsberuf in einem Menschen wohl nicht oft so klar ausgeprägt, wie dies bei P. Apollinaris der Fall war. Eignung und Neigung, beide in

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

außerordentlich hohem Grade, vereinigten sich hier mit der „Sendung" zu dem großen Werk der Heidenbekehrung.

Neben der unmittelbaren Missionstätigkeit unter seinen Schwarzen widmete er sich auch mit rastlosem Eifer der Seelsorge der Missionsbrüder und -Schwestern. Immer und immer wieder leitete er für die Brüder und Schwestern die Exerzitien oder geistlichen Übungen. Von seinen kirchlichen Vorgesetzten wurde seine vielseitige Tätigkeit sehr geschätzt und er von ihnen als sehr brauchbare Kraft gerühmt.

Er besaß eine große Verstandesklarheit. Sie zeigte sich bei ihm besonders in einer Richtung: in dem Erfassen von Möglichkeiten für die Entwicklung seiner Mission. Was ihm aber sozusagen in Fleisch und Blut übergegangen war, war das Planen und Organisieren. Sein rastloses Schaffen und Draufgehen hat oft den Eindruck des Ruhelosen, Ziellosen erweckt; es schien einem augenblicklichen Einfall entsprungen. Bevor er ein Werk in Angriff nahm, hatte er schon wochenlang alle Möglichkeiten erwogen, Pläne entworfen, verbessert, wieder verworfen, alle Schwierigkeiten berücksichtigt. Noch als ein verhältnismäßig alter Mann, fand er seine Erholung daran, wie wir es bereits gesehen haben, Pläne für die weitere Entwicklung der Mission zusammenzustellen. Energisch und willensstark hat er alle seine Unternehmungen angefaßt und mit einer zähen und bewunderungswürdigen Unverdrossenheit zu einem glücklichen Ende geführt.

Wo immer es galt, die katholische Sache zu fördern, war er dabei, und zwar als einer der eifrigsten im Werke. Von Natur aus glücklich veranlagt, hochbegabt, klug und verständig, nicht kleinlich, nicht anmaßend, nicht hochfahrend, nicht eigensinnig auf seiner Meinung bestehend, ein in jeder Hinsicht edler Charakter, ein demütiger, sittenreiner, frommer Priester von unbegrenztem Verlangen zu helfen und zu nützen und Seelen für Gott zu gewinnen, war er — wir dürfen es sagen — ein Mann der Vorsehung, bestimmt Großes zu wirken im Reiche Christi unter den hiesigen Eingeborenen. Besonders aber war es seine alles bezwingende Liebe, die ihm die Herzen erschloß und sie für seelsorgliche Einwirkung und die Gnade reif machte. Wo seine hohe imponierende Gestalt mit dem freundlich gewinnenden Blick sich zeigte, mußte man schon für ihn eingenommen sein. Besonders die Armen, Kranken und die mehr auf die Schattenseite des Lebens Gestellten fühlten sich zu ihm hingezogen, von dessen uneigennütziger Liebe sie sich überzeugen konnten.

Gerade diese Anlagen beweisen klar die Befähigung des P. Apollinaris zum Amte eines Missionsobern. Da konnte er große Richtlinien aufstellen, Pläne ausarbeiten, Anregungen geben; es war auch weniger nach seinem Geschmack, Arbeiten bis ins Kleinste auszuführen. Sein eigentlicher Platz war also nicht unter den Soldaten im Heer, sondern im Generalstab, es war ein Vorteil für die Mission und wohl auch für ihn, daß er so lange in führender Stellung blieb.

Er war ein so wesentlich einfacher Charakter, daß Innenleben und äußere Tätigkeit nicht mehr zwei verschiedene Dinge waren. Seine Frömmigkeit lag in seinem Wirken, und dieses Wirken galt vom Morgen bis zum Abend und Jahr um Jahr der Ehre Gottes und seiner Kirche; er kannte nichts daneben. Seine Ehrlichkeit ließ ihn nichts darüber hinaus suchen, seine Demut fand darin vollkommen Genüge, Diener am großen Werke der Ausbreitung des Reiches Christi hier auf Erden unter den Eingeborenen zu sein. Hindernisse, die seinen Weg versperrten, griff er in gleichem Geiste

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Exzellenz Dr. Ignatius Arnoz bei den Klerikernovizen im Schloß Reimlingen
Photo: P. Erhard, St. Joseph, Reimlingen

an: waren sie gegen Gottes Werk gerichtet, dann kämpfte er mit der ganzen Ehrlichkeit seines Wesens für die gute Sache; galten sie aber seiner eigenen Person, dann war seine stärkste Waffe das demütige, schweigende Ertragen.

Vielleicht war gerade dieses „Unpersönliche" der Grund, daß er auf jene, die ihn nicht näher kannten, den Eindruck eines ganz gewöhnlichen Menschen machte. Nur wer länger mit ihm zusammenlebte, erkannte seinen inneren Wert. Auch sein Lebensabend war nicht der eines Großen. Mit 63 Jahren, in einem Alter also, da die meisten Menschen sich von ihrem Arbeitsleben zurückziehen, bewährte er sich noch als überaus eifriger Missionar, so daß wir oft sagten: Ihm solle es ein junger nachmachen. Wie er glaubte, kam er von jeder Missionstour neugestärkt nach Hause zurück. Es bereitete ihm daher einige Sorge, als er in der letzten Zeit nach rastloser Arbeit fühlte, daß er großen Anstrengungen weniger und weniger gewachsen war. Sein altes Leiden, Asthmabeschwerden, machte ihm trotz der häufigen lindernden Einspritzungen am Arme viel zu schaffen. Letztere brachten wohl vorübergehende Erleichterung, aber keine dauernde Besserung. Ruhig und gefaßt sah er schon seit Jahren dem Tode entgegen und er verschied ohne jedes Zeichen eines Todeskampfes, als wolle er diese Welt bescheiden und still verlassen und niemand beunruhigen oder beschwerlich sein.

So umgab ihn auch im Tode jene Einfachheit, um nicht zu sagen Selbstverständlichkeit, die ihn im Leben ausgezeichnet hatte. Für ihn hatte ja der Tod nichts Erschreckendes, er war ihm der Bote Gottes. Und da er seinen Ruf vernahm, legte er wie ein guter und getreuer Knecht sein Werkzeug beiseite und folgte ihm mit ruhigem Schritt, um nach des Lebenstages harter Arbeit einzugehen in den Feierabend der Freude seines Herrn.

Das ist das Charakterbild unseres Missionars P. Apollinaris, der vom dreifachen Ideal des Glaubens, der Nächstenliebe und der Kultur beseelt war. Stolz und stark in seinem katholischen Glauben, predigte er den Glau-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ben in den Ländern, auf den Gipfeln der Berge, in den öden Wüsten. Dort sammelte er die Eingeborenen zuerst in dürftigen Hütten, später in bescheidenen Schulen und Kapellen und offenbarte ihnen dort jenen Gott der Güte und Wahrheit, dessen Spuren ihre Väter verloren hatten. Und die Charismen des Glaubens ergossen sich über die neuen Gläubigen. Überall erstand und blühte eine schöne religiöse Organisation, die das Ideal des Glaubens und der Nächstenliebe verwirklichte.

Er sah in seinen Mitmenschen seine Brüder und Schwestern. Ihre Schmerzen, ihre Leiden rührten sein Herz und drängten ihn zum Wohltun, ihre körperlichen Leiden zu heilen und ihre seelischen Qualen zu lindern. So entstanden bei ihm Krankenhäuser, Verteilungsstellen für Heilmittel, Waisenhäuser, Mütter- und Altersheime, die eine glänzende Apologie der christlichen Liebe darstellen. Er eröffnete für die Eingeborenen Schulen, angefangen von den Elementarschulen bis zu den Lehrerbildungsanstalten, Erziehungsanstalten für beide Geschlechter, Handwerker- und Gewerbeschulen, landwirtschaftliche Anstalten zur Erlernung einer rationellen Bodenbearbeitung.

Er übte ein Apostolat ermüdender Arbeit aus. Er war ein Held in der traurigen Einsamkeit. Er stand auf einem vorgeschobenen Wachtposten. Er war ein Held in der Pflege der Kranken, deren Leiden er, ohne auf sich zu achten, zu lindern suchte, ein Held in den Verfolgungen, die er nicht scheute, ein Held im Tode, der ihn auf fremder Erde in ungebrochenem Mute überraschte, und wo er unerschrocken, manchmal in schweren seelischen Leiden, im beseligenden Aufblick zum himmlischen Vater Trost fand, der dem Helden seine Arme entgegenstreckte, um ihm den Heldenkranz zu verleihen.

So steht der Seelsorger und der Missionar P. Apollinaris Schwamberger vor uns und lebt in der Erinnerung weiter: groß in seinem Leben und Wirken und heldenhaft im Sterben, da er als Opfer seines Berufes von uns schied. Der Klerus von Mariannhill zusammen mit den Brüdern und Schwestern, denen er Zierde und leuchtendes Vorbild war, und alle in Südafrika, weiß und schwarz, die des Segens seines Wohltuns sich erfreuten, bewahren ihm noch ihre dankbare Erinnerung. Möge auch diese Skizze einiges dazu beitragen, daß sein Andenken bei seinen Angehörigen auch für die Zukunft in Ehren gehalten werde!

Ein Grasring als Symbol der Volksverbundenheit der schwarzen Sippen

Von P. Odo Ripp CMM.

Sowohl im Reiche der Natur als auch der Gnade findet sich das Bestreben nach Zusammenschluß und Einheit. Ein Bindeglied ist erfordert, an das sich alle gleichgearteten Lebewesen anschließen. Für alle Gläubigen, die Christo, dem Herrn, durch die Taufe einverleibt sind, ist er das Haupt, der König und Mittelpunkt ihrer Herzen. Von diesem göttlichen Haupte geht alle geistige Lebenskraft auf seine Glieder über, die sie befähigt, ihrem Heiland inmitten aller Versuchungen und Kämpfe des Lebens die Treue zu wahren und lieber Blut und Leben zu opfern als von ihm sich

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

loszusagen. Denn wer so sein Leben suchen würde, würde es unwiederbringlich verlieren. Darum soll eines jeden Losung sein: „Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir für den Herrn", durch dessen kostbares Blut wir erlöst sind.

Als Nachbarn wohnen hier einige Bienenvölker, Ameisen aller Art sind auch nicht weit entfernt. Hier zeigt sich dasselbe Lebensgesetz: Zusammenschluß unter einem Haupte, der Königin, die den Fortbestand dieser wunderbar organisierten Insektenwesen bedingen. Als soziales Wesen fühlt der irdische Mensch dasselbe Bedürfnis, sich einer Gemeinschaft anzugliedern. Daraus erwachsen die einzelnen Völker und Staaten, die von einem Haupte regiert und geleitet, ihrer diesseitigen Wohlfahrt entgegenstreben. Als Symbol dieser Volksverbundenheit gelten die Regalien, Krone und Szepter des Herrschers oder die Landesfahne, der man huldigt. Die Liebe zum angestammten Volke und dessen Oberhaupt findet sich bei allen Völkern, auch bei den primitivsten Sippen, die sich übrigens wegen ihrer Blutsverwandtschaft als eine geschlossene Einheit betrachten. Auch da galt es als etwas Angenehmes und Ehrenvolles, für das Vaterland zu sterben durch die Verteidigung von Herd und Altar. „Ochs meines Vaters", — der ja gelegentlich als Opfergabe für die Schutzgeister galt —, „niemals wirst du vom Feinde dem heimatlichen Boden entführt werden", schwor der Zulukrieger im heißen Kampfe um die väterliche Scholle. Die Einheit und Volksverbundenheit wird nun durch einen Grasring versinnbildet, inkatayezwe oder yomuzi genannt, d. h. Wickel oder Knäuel des Landes oder des Gehöftes. Inkata ist irgend ein Wisch aus Stroh oder Tuch, das Zulufrauen einer Last unterschieben, die sie auf dem Kopfe tragen. Dieser Graswisch ist ein Ring, etwa so groß wie ein kleiner Rettungsgürtel, den man Ertrinkenden zuwirft. Die Symbolik dieses Ringes liegt in dessen Verfertigung. Wer etwa schwache Nerven hat und zum Erbrechen geneigt

Die Heimat unseres Bischofs Exzellenz Arnoz
In der Mitte der Dom von Leitmeritz a. Elbe, rechts das bischöfliche Palais, links die Wohnung der Kanoniker

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Missionsstudenten bei beliebter Arbeit
im Missionsseminar St. Bonifatius, Schurgast
Photo: P. Gotthard, Schurgast

ist, möge sich etwas zusammenraffen, damit sein Magen sich nicht hebt bei der Beschreibung dieser Prozedur.

Die Bindung dieses Graswickels war eine Teilzeremonie des großen Festes der Erstlingsfrüchte, das gewöhnlich im Dezember gefeiert wurde. Nach der Schlachtung eines Stieres, dessen Fleisch nicht gekocht sondern nur geröstet wurde, warf man Fleischstücke, die von dem Medizinmann mit schwarzen Arzneien bestrichen waren, in die Luft. Die Krieger hatten diese Stücke mit dem Munde aufzufangen, ohne dieselben mit den Händen zu berühren. Was zu Boden fiel blieb unbeachtet. Nachdem dieses Fleisch gekaut war erhielten die Burschen am folgenden Morgen ein Brechmittel verabreicht. Alle scharten sich um ein großes Geschirr oder um kleine Gruben, worin das Gras getaucht wurde. Darin wurde das Spülwasser geleert, womit der König abgewaschen und abgeschabt wurde; auch die Grassplitter, die man am Platze fand, wo die Großen des Reiches saßen, wurden beigemengt. In diesen Mischmasch hatten sich dann die Krieger zu erbrechen, ihre Galle und alles, was nicht niet- und nagelfest im Innern war. Alsdann besprengte der Wundermann den ganzen Brei mit seinen Heilkräutern. Zur Verwendung kam die Umabopepflanze mit roten Wurzeln. Die soll die Eigenschaft haben zu binden und zu bannen, wie ihr Name besagt. Das aus ihr hergestellte Lustralwasser hielt die schädlichen Einflüsse eines Zauberers vom Hause ab. Während der Doktor dieses rund um die Hütte sprengt, sagt er: „Siehe da die Umabope, packe ihn" d. h. den Bösewicht. Ein anderer Bestandteil war die Imfingo, eine Art Farnkraut, dem die Kraft innewohnen soll, die Leute gegen Zauberei zu feien. Noch eine Reihe solcher Mittel holte der Doktor aus seiner Medizintasche hervor, die dem sonderbaren Präparate alle jene magischen Kräfte eines festen Zusammenhaltens der ganzen Sippe verleihen sollte. Nachdem

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

alle Bestandteile tüchtig untereinander gerührt waren machten sich die Hauptleute daran, alles in den Ring zusammenzubinden, der schließlich mit der Haut einer Phytonschlange umwunden wurde. Dieser Ring (inkata) wurde im Hinterteil der Königshütte aufbewahrt als Unterpfand des zur Einheit zusammengeschlossenen Volkes; keiner sollte sich der Gemeinschaft entziehen, keiner einem andern König dienen.

Während ich zu schreiben innehielt und einen älteren Christen, der eben zur Hand war, etwas betreffs dieser Sache fragen wollte, sagte er: „Sachte, mein Vater, von diesem alten Mumpitz wissen wir nichts mehr, wir haben jetzt den Katechismus, woraus wir alles für unseren künftigen Lebensweg entnehmen können, und der belehrt uns auch über die wahre Gemeinschaft der Heiligen, deren Anführer und Mittelpunkt Christus der Herr ist." Diese Antwort erfreute mich; möchte sie für jeden Leser ein Ansporn sein, seinem himmlischen König unverbrüchlich die Treue zu wahren bis zu seinem seligen Ende.

Eine wütende Heidin

Von P. Solanus Petereck CMM.

Eine alte heidnische Frau kam eines Tages zu mir auf mein Zimmer und verlangte ihre Tochter, die in unserer Missionsschule lernte. „Ich halte deine Tochter nicht fest, gehe nur zur Schule, rede mit der Lehrschwester und mit deinem Kind, und wenn es nach Hause gehen will, so nimm es nur mit", sagte ich zu ihr.

Es waren noch keine 30 Minuten vergangen, da hörte ich im Schulhof einen gewaltigen Lärm. Ich lief hinunter und fand eine Menge Kinder mit der wütenden Mutter streiten, welche ihr Kind in dem heidnischen Kraal haben wollte, wozu aber das Mädchen sich weigerte, denn sie wollte lernen und Christin werden. Ich gesellte mich zu der Mutter und sagte ihr, sie solle doch ihr Kind lernen lassen, damit es Gott kennen lerne und in den Himmel käme. „Halte deinen Mund", schrie das Weib mir zu, „du bist auch so ein weißer Schwindler." Dann ergriff sie vom nahen Holzhaufen eine lange knorrige Wattelstange und schwang dieselbe über meinen Kopf. Ich beachtete es nicht, aber ein an meiner Seite stehender Bruder versetzte mir einen Stoß und die Wattelstange sauste auf den Boden. Hätte der Bruder mir nicht den Stoß gegeben, so hätte mich das wütende Weib totgeschlagen. Da sich das Weib nun umbringen wollte, beredete ich das Mädchen, heimzugehen und wieder zu kommen, wenn sich die Stimmung geändert hätte. So geschah es auch.

Die Not der Heidenwelt ist eine Not, die nicht durch den guten Willen der Heiden, sondern nur durch den guten Willen der katholischen Christenheit völlig gehoben werden kann.

Mehr Missionare! Das ist das Gebot der gegenwärtigen Missionsstunde und der gegenwärtigen Missionslage. Das ist die drückendste Sorge der katholischen Weltmission.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mota Saheb

Von Erlebnis zu Erlebnis im Wunderland Indien
Von Johann Baptist Müller S. J. — Herderverlag Freiburg i. Br.

1. Zum Mofussil[1]

Nachdem mir der Auftrag geworden, meine Lehrtätigkeit in Bombay, dieser unvergleichlich herrlichen Stadt am Meer, aufzugeben und die Pfarrseelsorge an der Eisenbahnzentrale Bhusaval in Ost-Khandesch und die Leitung der dortigen Mittelschule zu übernehmen, trat ich früh morgens mit dem Kalkutta-Schnellzug meine Reise dorthin an. Hinüber ging's von der reizenden Insel Bombay zum indischen Festland. Nur wer jahrelang auf diesem meerumrauschten, zauberschönen Fleckchen Erde gelebt hat, kann mir nachfühlen, was mein Inneres bewegte.

Wie im Fluge schwebte der Zug leicht und schnell vorbei an all den wohlbekannten, lieblichen Vororten, hinaus in den Morgenqualm der Riesenstadt in die frische, meerdurchwürzte Luft des offenen Landes. Schon waren wir in Mofussil. Erquickend strich die frische Seeluft durch die offenen Fenster meines Wagens. Eine schöne Szenerie wechselte mit der andern. Rechts ließ ich meinen Blick schweifen über die an lieben Erinnerungen reiche Insel Trombay mit ihren üppigen Dschungeln, die wir als Scholastiker in früheren Jahren an unsern Villatagen[2] auf der Suche nach unbekannten Tieren und Pflanzen durchstreift, und mit ihrem majestätischen Bergkegel, von dessen Gipfel wir so oft den überwältigenden Ausblick auf das offene Meer und die malerischen Inselgruppen genossen. Links dehnte sich in farbenprächtiger Morgenklarheit die leichtgekräuselte Fläche eines Meerarms, aus dessen Fluten sich in der Ferne das mit Recht beliebte Seestädtchen Bandora mit seinen dichten Palmenhainen wie ein Feengarten traumhaft erhob.

Weiter ging's, der ersten Haltestation, Thana, entgegen. Was der Blick nur aufnehmen konnte, nahm er mit. Hoch von den mit Toddy-Palmen überragten Spitzen der dschungelreichen Kanheri-Berge glitt das unersättliche Auge hinab auf das saftiggrüne Waldmeer der Niederungen, dessen feierliche Stille hie und da unterbrochen wurde von dem Geschrei von Pfauen, die irgendwo in einer Lichtung radschlagend ihren Morgenreigen aufführten und ihre farbenleuchtende und goldblitzende Federpracht nur dem Sonnenauge zeigten. Rechts und links der Bahnlinie wechselten Palmenheine mit Reisstoppelfeldern ab, die mit mächtigen Mangobäumen bestanden waren, in deren tiefen Schatten da und dort vereinzelt Zebukühe und Ziegen friedlich an den Stoppeln knusperten. Bald sah man Rehböcke, vom heranbrausenden Zuge aufgescheucht, mit Windesschnelle den Gebüschen zueilen, bald einen langgeschwänzten Affen Reißaus nehmen, der dann mit sicherem Schwung sich auf den untersten Ast eines entfernten Baumes schwang, mit den Armen den Stamm umhalste und mit einer Protestgrimasse dem vorbeieilendenn Zuge nachschaute, als ob er sagen wollte: „Was hast denn du hier zu tun?" Bald war es ein Schwarm lebenslustiger, grasgrüner Papageien mit blutroten Schnäbeln, die mit wildem Gekreische und Gezeter in weiter gelegene Baumkronen die Flucht ergriffen.

Auf einmal blitze es wie Wasser zwischen den nahen Bäumen durch. Der Zug macht einen Bogen, und im Nu öffnet sich sich wieder eine neue grandiose Szenerie. Wir sind am Thana-Creek, einem langgestreckten, stromartigen Meeresarm, der die Flanken der bewaldeten Berge rechts von uns bespült. Ein wunderbar schöner Ausblick! Jenseits der glänzenden Wasserfläche, auf welcher Fischerbarken mit vollgeblähten weißen Segeln ziehen, lugt am Ufer ein Fischerdörfchen aus den Bäumen heraus. Vor uns in naher Ferne erheben sich wie Riesen aus der Ebene die Berge des westindischen Hochgebirges, die Ghats, während wir rechts an den frischgrünen Abhängen der Thana-Berge vorbeifliehen. Man wird unwillkürlich an die malerische Rheinlandschaft zwischen Rolandseck und Brohl erinnert.

Endlich, aus all der kurzen Herrlichkeit heraus, erblicken wir uns wie aus einem seligen Traum Erwachte in der Station Thana, wo der Zug hält. Bahnhofsszene wie gewöhnlich: die geräumige Halle voll von Verkäufern von Früchten, Erfrischungen, Zeitungen und Illustrierten, ein betäubendes Gewoge von allerlei Rufen in allen Tonarten: Ice-cream, Limonade Keks, Schokolade, Taaims (Times) usw., Reisende, die auf- und abgehen oder aus den offenen Fenstern lehnen. Immerhin eine kleine angenehme Unterbrechung. Nach einigen Minuten fahren wir weiter

[1] das Land im Gegensatz zu Stadt, hier „aufs Land", „ins Binnenland".
[2] die wöchentlichen, schulfreien Donnerstage, die wir Professoren auf einem Landgute zubrachten.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

durch eine plantagenreiche, wohlbebaute, dem Westgebirge vorgelagerte Ebene mit friedlichen, zwischen Bäumen versteckten Dörfchen der großen Station Kalhan zu. Dort ein noch lebhafterer Bahnhofbetrieb. Zwei schwere Gebirgslokomotiven übernehmen jetzt die Beförderung des Zuges, der nun von der Puna-Linie abschwenkt und links direkt in die Gebirgswelt hinaufpustet.

So geht's denn hinauf zum weiteren Mofussil, zum Dekkan, der großen indischen Hochebene. Langsam steigen wir von einer Höhe zur andern die Höhenzüge hinan, die sich terrassenförmig, treppenartig hintereinander erheben. Daher auch der Name des indischen Westgebirges: „Ghats", d. h. Treppen. Auf vielen Windungen und durch zahlreiche Tunnels klettert der Zug durch die herrliche, bewaldete Gebirgswelt hinauf, an steilen Abhängen entlang, jetzt über kurze, dann über lange Schluchten und tiefe Ravinen (bewaldete Täler) überspannende Brücken, bis endlich der Höhepunkt und damit das Hochplateau bei der Station Deolali erreicht ist.

Nun fährt der Zug wieder im flotten Schnellzugstempo weiter. Und vorbei flogen wir an Nasik, dem uralten Nationalheiligtum der Hindus und der berühmten Brahminenstadt, vorbei an Manmad und Nandgaon, immer weiter durch die endlose Ebene, bald durch Dschungeln, bald durch Steppen und Gestrüpp, dann wieder durch reiche, wohlbebaute Striche, bis wir am Abend in die Bestimmungsstation, die große Eisenbahnzentrale Bhusaval, einliefen. Gott sei Dank! Es war eine lange, aber auch eine schöne, interessante Reise, und, was die Hauptsache ist, alles war gut gegangen.

Kaum stand der Zug still, da erschien auch schon an meiner Wagentür eine kräftige Männergestalt mit langem Graubart und in weißem Talar. Es war mein ehrwürdiger Mitbruder, den ich ablösen sollte. Er begrüßte mich herzlich und hieß mich willkommen. Neben ihm drängte sich diensteifrig der hagere braune Hausdiener Nurali heran, der sich in seinen besten Staat geworfen hatte und mit einem tiefen, respektvollen „Salaam, Saheb!"[1] mein Gepäck in Empfang nahm.

Und siehe da, was mußte ich jetzt gleich erleben! Man kann sich kaum sehen lassen, flugs hat man auch schon einen Spitznamen! In meinen früheren Jahren hieß ich bei meinen Mitstudenten einfachhin der „dicke Müller", und später, in der Philosophie, legten mir die Herren von der andern Fakultät, die Theologen, sogar die erweiterte Bezeichnung „Quadrat-Müller" bei. Und nun steht da vor mir auf dem Bahnsteig eine Gruppe indischer Jungens mit roten Turbanen und weißen Beinkleidern (Dhotis) leicht geflaggt, die sich auf die Kunde von der Ankunft des neuen Padre-Saheb (--Herr Pater) aus Neugierde versammelt hatten und mich mit einem verschmitzten Lächeln auf ihren kaffeebraunen Gesichtern von oben bis unten beschauten, — die hatten auch die Verwegenheit, mich auch sofort auf ihre Weise zu taufen! Wie abgemacht kam das einstimmige Wort des Staunens aus ihrem Munde: „Mota Saheb!", d. h. welch ein dicker, stämmiger Herr! Namen bleiben hängen, und diese Bezeichnung „Mota Saheb" blieb auch an mir haften all die folgenden Jahre hindurch, so daß ich in der näheren Umgebung einfach als der Mota Saheb bekannt war.

„Menschen sind die Menschenkinder
Aller Zeiten, aller Zonen", dachte ich,
„Ob sie bleich sind wie ein Käse
Oder braun wie Kaffeebohnen!"

„Sehen Sie", sagte mein Mitbruder, „da haben Sie schon einen Titel, wie ich nie einen bekommen habe. ‚Mota' kann alles Große, Staunenswerte heißen, wie groß, dick, stämmig, erhaben, angesehen usw. Machen Sie sich nichts daraus, sondern freuen Sie sich!"

„Nun ja", erwiderte ich, „erfreulich ist es sicher, daß diese Jungens, wenn sie auch sonst im bürgerlichen Leben die abgefeimtesten Lügner sind, sich wenigstens jetzt ehrlich erwiesen und die Wahrheit gesagt haben. Es wird also dabei bleiben müssen, beim unleugbaren ‚Mota Saheb'."

2. Kein Sanssouci

Welch ein wohltuendes Gefühl, nach einer Tagesreise im Zug endlich die steifen Glieder bewegen zu können und das betäubende Bahngerassel hinter sich zu haben. — Nurali, der Diener, mit meinem Handkoffer auf dem Kopfe — die Indier tragen nämlich alles Tragbare, und wäre es auch nur ein leerer Teller, auf dem Kopfe —, marschierte feierlich, seine hageren, wadenlosen Windhundbeine schwingend, vor uns her. Was für kuriose Gedanken über den neuen Saheb sein Denkerhaupt durchzogen, was für Sorgen um die nächste Zukunft seinen schmalen Busen bewegten, wer weiß es?

„Ist das Pfarrhaus weit von hier?" fragte ich meinen betagten, langbärtigen Konfrater.

[1] „Salaam" heißt „Friede dir" oder „Heil!"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„O nein", entgegnete er beruhigend, „gleich sind wir schon da." Grad bogen wir um die Ecke des kleinen Bahnpostbüros in einen breiten Weg ein.

„Da", sagte mein Begleiter, auf die links vor uns liegende Kirche mit schlankem Turm, die im Hintergrund anliegenden Gebäude und den baumreichen, bis an den Weg vorgelagerten Hof hinweisend, „das ist meine Residenz!"

Am Pfarrhaus angelangt, warf ich einen flüchtigen Blick auf dasselbe und gewahrte, daß es oben flach war. „Aber was ist denn das?" wandte ich mich an meinen Herrn Konfrater, „das Haus hat ja kein Dach!"

„Ach!" erwiderte er halb wehmütig, „das Haus hatte ein schweres Holzziegeldach — Sie können die Ziegel noch sehen, sie liegen noch alle auf dem Hause —, aber es ist mir mit einem unheimlichen Krache über dem Kopfe zusammengefallen. Ich wollte es schon lange neu aufbauen, aber bis jetzt fehlte mir das nötige Geld. Sehen Sie, da bekommen Sie schon gleich eine sehr schöne und nützliche Arbeit, die aber bald in die Hand genommen und vor dem Monsun (die dreimonatige Regenzeit von Juli bis Oktober) unbedingt fertig sein muß. Hoffentlich wird dann Ihr neues Dach länger halten als das meinige."

Die ganze folgende Nacht hindurch verfolgte mich das Wort des scheidenden Pfarrers: „Da bekommen Sie gleich eine schöne Arbeit", und: „Es fehlt das nötige Geld." Daß die Aufrichtung eines neuen Daches eine nützliche, ja unbedingt notwendige Arbeit sei, war einleuchtend; daß sie aber eine schöne Arbeit sei, ohne das nötige Geld, das war nicht so leicht verständlich. Ich zerbrach mir den Kopf, was da zu machen sei. So war die erste Nacht im neuen Heim für mich keineswegs ruhig und wohltuend, sondern eine drückende Sorgennacht. Es begann in mir bereits die Erkenntnis zu dämmern, daß ein solches Missions-Pfarrhaus wohl ein Sorgenkasten, aber kein „Sanssouci", d. h. kein Hort „frei von Sorgen" ist.

Während im Laufe des Morgens der alte Herr mit Packen beschäftigt war, ging ich im Schulhaus und in den andern kleinen Gebäulichkeiten, in Hof, Küche, Sakristei und Kirche herum, um alles genau zu besichtigen. Wie vieles sah ich bei diesem Rundgange, das unbedingt ausgebessert, wieviel Fehlendes, das möglichst bald angeschafft werden mußte. Da war die halbhängende Treppe hinauf zur Priesterwohnung höchst baufällig, da waren so viele Pfosten und Dielen der oberen Veranda schadhaft, da fehlte so viel notwendiges Lehrmaterial in den Schulräumen, da bedurfte die enge stallartige Küche sehr der Reinigung und Erneuerung, da sah es in der armen Sakristei trostlos aus, da standen auf dem Hauptaltar und den beiden Seitenaltären in Schmutz starrende hölzerne Kerzenständer und war das Altarleinen so grau, schmutzig und fadenscheinig, als ob es niemals heruntergenommen, gewaschen und ausgebessert worden wäre. Wie habe ich mich da bei diesem Anblick vor dem Allerheiligsten geschämt! Wie reich und sauber kamen mir da die Kirchlein und Kapellen in den eigentlichen Missionsstationen gegenüber dieser Pfarrkirche vor!

Die Eindrücke, die ich so bei der ersten Besichtigung gewonnen, waren daher nichts weniger als ermutigend. Wie vieles harrte da der erneuernden Arbeit!

Nach dem Mittagessen hielt ich mit meinem ehrwürdigen Mitbruder eine geschäftliche Sitzung, denn ich mußte noch über vieles Klarheit haben. Von dem, was ich am Morgen überall gesehen, erwähnte ich nichts. Ich fing also an: „Hochwürden, hier muß noch vieles geschehen, und da muß ich fragen: Wie steht es mit den Finanzen?"

Halb ernst, halb jovial kam da die laute Antwort des Herrn Konfraters, der mich mit aufgerichtetem Kopfe von oben herab anschaute: „Was? Finanzen? Ja, hätte ich Finanzen! Das ist ja gerade der wunde Punkt hier! Wohl habe ich noch an die dreihundert Rupien Schulden, die Sie sobald wie möglich bezahlen müssen. Hier sind die Rechnungen." Damit legte er mir dieselben in einem Bündelchen vor.

„Herrliche Aussichten das!" dachte ich, und mächtig pochte mir das Herz. — In kühler, sachlicher Weise fuhr der alte Herr fort:

„Stiftungen sind keine da, keine einzige. Ein Gehalt für den Pfarrer hier gibt es nicht. Für den persönlichen Unterhalt, für die nötigen Auslagen für Kirche und Gottesdienst und für die Besoldung der Diener erhalten Sie vom Bischof monatlich eine Unterstützung von 35 Rupien (1 Rupie damals 1.40 Mark), und die Stipendien für heilige Messen dürfen Sie für denselben Zweck verwenden. Dazu kommen noch die kleinen Sonntags-Kollekten, von denen Sie aber einen Teil an die Schar von Armen und Bettlern, die sich nach dem Gottesdienst im Hofe aufstellen, verteilen müssen. Feste Stolgebühren für Taufen, Heiraten und Beerdigungen gibt es nicht, aber hie und da geben die Leute ein freiwilliges Almosen dafür, welches Sie benützen dürfen. An Sonn- und Festtagen müssen Sie dreimal predigen: in

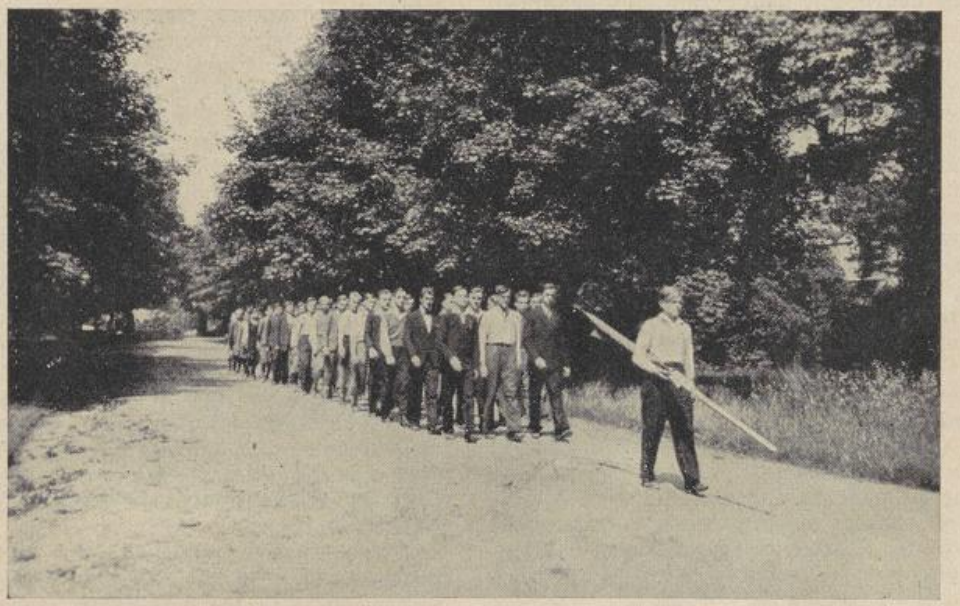
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der Frühmesse eine kurze Predigt in Hindustani, im Hochamt und am Abend je eine gute Predigt in Englisch. — Was den Schulbetrieb angeht, so bestreiten Sie die Auslagen für etwaige Anschaffungen und für die Besoldung der Lehrkräfte aus der jährlichen Unterstützung von der Regierung und aus den Schulgeldern der Schüler und Schülerinnen, die Sie durch Ausschreibung von Monatsrechnungen gegen Ende des Monats einzuziehen haben. Sie selber übernehmen die oberste Klasse (d. h. die sechste) und den Religionsunterricht in den drei obersten Klassen, im Ganzen 26 Stunden wöchentlich. Dafür bekommen Sie Ihr Gehalt im Himmel."

Das war allerdings eine sehr nüchterne und ernüchternde Darstellung der Lage. Da wurde mir vieles von dem erklärlich, was ich am Morgen gesehen. Das war ein sehr fettes Pensum, aber ein sehr mageres, schier unzulängliches Budget. Das war ein ganz unhaltbarer Zustand für einen Pfarr- und Schulbetrieb in einer Zentralstation mit solchen Eisen- und Gaswerken und Reparaturwerkstätten, wo soviel verdient wurde. Dem ganzen Betrieb fehlte die sichere, zuverlässige finanzielle Grundlage. Hier mußte unbedingt eine gründliche Heilung vorgenommen werden. Hier mußte die ganze verdienende Gemeinde und auch die bediente Eisenbahndirektion zur Mitarbeit herangezogen werden, wie dies auch später mit vollem Erfolg geschah. Vorläufig aber mußte ich mich in die obwaltenden Umstände schicken und jeden Tag mehr fühlen, daß mein Posten kein „Sanssouci" war.

3. Kismet oder Termiten

Bald nach meinem Amtsantritte mußte ich der „schönen Arbeit" der Aufrichtung eines neuen Daches, die keinen Aufschub duldete, meine volle Aufmerksamkeit widmen. Ich teilte meinem hochwürdigen Herrn Bischof die Notwendigkeit des Unternehmens mit, setzte ihm aber auch meine gänzliche Mittellosigkeit auseinander.



Unsere Missionsstudenten von St. Bonifatius, Schurgast, O.-S.
Photo: P. Gotthard, Schurgast

Darauf kam von dieser hohen Seite die gnädige und erfreuliche Antwort, ich könne auf Kosten der bischöflichen Kasse beginnen. Da sah ich ein, daß ich mir unnötigerweise Sorgen gemacht hatte, und zog die Lehre daraus, in Zukunft in ähnlichen Fällen die vermeintlich schwierige Angelegenheit ruhig und gelassen herankommen zu lassen. Es wird sich fast immer herausstellen, daß alles viel einfacher und leichter sich erledigt, als man sich eingebildet hatte.

Auf meine Bitte schickte mir der hochwürdige Missionsobere von Bombay einen tüchtigen Bruder, der Schreiner und Zimmermann von Fach war. So konnten nach einigen Tagen die Wiederherstellungsarbeiten beginnen. Unter der Aufsicht des Bruders wurden zunächst von einem Trupp Kulis die vierschichtig gelagerten Hohlziegel herabgenommen. Als dann

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der zusammengebrochene Dachstuhl zerknickt und zersplittert vor dem Bruder da oben lag, schlug er die Hände über dem Kopf zusammen und rief aus: „Wie konnte man mit solch dünnen Bälkchen aus schlechtem Dschungelholz und dazu noch ohne jeglichen Träger einen Dachstuhl bauen für eine solche Last von Ziegeln!"

Nun hatte ja das schwache Gebälk schon einige Jahre die Ziegellast getragen, und irgend eine starke Erschütterung durch Sturm oder Erdbeben hatte inzwischen nicht stattgefunden. Die eigentliche Ursache des Zusammenbruchs mußte also anderswo liegen. Sie wurde auch bald gefunden.

Als nämlich der Zimmermann die zerbrochenen Bälklein genau untersuchte, sah er, daß das Innere derselben fast ganz zerfressen war von den gefürchteten und allem Holzwerk höchst gefährlichen Termiten oder weißen Ameisen. „Werfen Sie mal ein Stück zerfressenen Holzes herunter!" rief ich ihm zu. Im Nu war es da. Es wog so leicht wie ein hölzernes Rohr. Die äußere Holzwand war unberührt und tadellos; aber das Innere war ganz zerfressen und enthielt nur noch ein unregelmäßig abgenagtes dünnes Gerippe und viel dunkelbraunen Staub: das gewöhnliche Bild des Zerstörungswerkes der Termiten.

„Ha, da kommst du gerade recht, Nurali, du Licht des Morgenlandes", rief ich meinem Hausdiener, dem „Mädchen für alles", zu, der auf den Zehen zu mir heranschlich. „Wie erklärst du dir denn den Zusammenbruch des Daches? Du warst doch hier, als es geschah!"

„O Huzur (d. h. Durchlaucht), was weiß ich? Es war eben Kismet, es war so bestimmt!"

„Da haben wir es wieder! Immer seid ihr mit eurem nichtssagenden Kismet (Schicksal) bei der Hand. So sagt ihr Kismetianer immer, wenn ihr zu denkfaul seid, einer Sache auf den Grund zu gehen. Wärest du ein Philosoph, so müßtest du wissen, daß der weltbekannte oberste philosophische Grundsatz lautet: ‚Es hat ja alles seine Ursach', es hat ja alles seinen Grund.' Schau, so ist es auch hier mit dem zusammengefallenen Dach. Sieh dir einmal dieses Stück Holz vom Dachstuhl genau an und sage mir: hat Kismet das Innere desselben ausgefressen oder die kleinen Dimaki, die bekannten Chiunties (weiße Ameisen), die noch da drin herumlaufen?"

„O Saheb", gestand er, beschämt lächelnd und mit einer Geste demütiger Entschuldigung, „ich bin ein Esel und der Sohn eines Esels, daß ich nicht darauf gekommen bin; die Dinger habe ich ja schon oft gesehen!" Seit der Zeit habe ich das Wort Kismet nicht mehr aus seinem Munde gehört.

Bald war alles nötige Holz zur Stelle, und dank der tüchtigen Arbeit des Bruders stand innerhalb dreier Wochen ein neuer, widerstandsfähiger Dachstuhl auf dem Hause. Nach einigen Tagen war man auch mit dem Auflegen der Ziegel fertig. — So, nun konnte es regnen, soviel es wollte. Der Pastor-Saheb brauchte keinen Regenmantel in seiner Behausung zu tragen.

Aber nun galt es, einem andern Zerstörungswerk der Termiten Halt zu gebieten. Der oberste Stützbalken der Treppe, die dem Giebel des Schulhauses entlang hinauf zur Veranda führte, war auch zerfressen und aus dem Gefüge gegangen, so daß der obere Teil der Treppe nach der rechten Seite etwas herunterhing und man beim Hinaufgehen sich oben fest an der Wand halten und vorsichtig auf den Boden der Veranda schwingen mußte. Ein neuer, fester Balken von hartem Teakholz wurde eingesetzt, und die Stiege war wieder sicher. Auch einige Pfosten und Tragbalken der Veranda, die von außen fest und unversehrt schienen, aber beim Klopfen verdächtig hohl klangen, wurden herausgenommen und durch neue ersetzt. Bei allen alten Holzstücken zeigte sich dasselbe Bild: das Innere war mehr oder minder zerfressen.

Nicht nur allem Holzwerk, sondern auch den gedruckten Schätzen der Wissenschaft werden die Termiten gefährlich. Davon sollte ich auch schon bald ein trauriges Beispiel erleben.

In einem großen Zimmer im oberen Stock des Schulhauses waren einige mit Schulbüchern gefüllte Wandschränke. In einem derselben lag im untern Teil ein eineinhalb Meter hoher Stoß von schön aufeinander geschichteten Jahrgängen der vornehmen englischen katholischen Wochenschrift „The Tablet". Als mein Vorgänger mir das Zimmer zeigte, wies er auf diesen Stoß hin und sagte mir: „Wenn Sie einmal Langeweile haben, so finden Sie hier Stoff genug zum Lesen." Darüber war ich sehr erfreut, denn ich hatte die Zeitschrift wegen ihres gediegenen Inhaltes immer sehr geschätzt. Als ich nun eines Tages einige Nummern abheben wollte, gelang mir das nicht. Die vielen hundert Nummern waren von oben bis unten fest zusammengepappt. Meine oben zugreifenden Finger versanken im Staub. Bei weiterem Tasten erwies sich außer den vier Rändern der einzelnen Stücke alles als Staub und Moder. Von außen sah der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ganze Stoß rein und unversehrt aus, und kein Mensch hätte ahnen können, wie schlimm es um ihn stand. Der Schein trügt, wie beim Sodomsapfel und bei den übertünchten Gräbern, so auch hier. Ich versuchte das hohe Paket Zeitschriften emporzuheben. Es ging kinderleicht. Die innere Säule von Staub sank unten zu einem Haufen heraus, und in meinen Händen hielt ich ein viereckiges Rohr von Papier.

Der ganze Inhalt des „Tablet" scheint den Termiten vorzüglich zugesagt zu haben. Alle wissenschaftlichen Abhandlungen in den vielen Jahrgängen, alle scharfsinnigen Erörterungen über religiöse, sittliche, wirtschaftliche, erzieherische, politische, soziale Fragen hatten sie durch und durch „binnen" und gründlich verdaut. Wenn doch die geistige Verdauung des von den Orakeln der Wissenschaft Gehörten und Gelesenen auch so schnell und gründlich vonstatten ginge! Aber wie ist da so vieles unverdaulich!

Unter solchen und ähnlichen frivolen Gedanken ging ich nun doch etwas besorgt an die Untersuchung der Bücher in den andern Wandschränken heran. Aber es war doch nicht so schlimm, wie ich erwartet hatte. Von den Büchern, die in Sätzen aufeinander lagen, waren die obersten und einige der unteren beschädigt. Die obersten waren mit einer braunerdigen Kruste (aus den Ausscheidungen der Termiten bereitet) überzogen, unter der sich nach einigem Kratzen und Wischen ein fast ganz zerfressener Deckel zeigte; bei einigen von den unteren Büchern waren größere oder kleinere Buchten in den Inhalt hineingefressen.

Am besten waren die in Reihen aufgestellten Bücher davongekommen. Von ihnen hatten nur das erste und das letzte in der Reihe die äußern Deckel eingebüßt. Die andern dazwischen waren nur von einzelnen unternehmungslustigen Termiten heimgesucht worden. Diese hatten sich durch die ganze Reihe hindurchgearbeitet, vom Abcbuch bis zum „Verlorenen Paradies" von Milton, vom Einmaleins bis zu den schwersten Aufgaben von Euklid; sie waren durch einen engen runden Tunnel von England durch alle Erdteile und Meere bis zu den Fidschi-Inseln der Südsee gelangt, wo sie wahrscheinlich unter die Menschenfresser gerieten. Da war es natürlich mit ihnen vorbei.

Ich rief meinen Hausdiener herbei, um das Zimmer auszukehren. Als er zur Stelle war und all den Unrat sah, machte er große Augen. Er wußte wohl nicht, wie die Menge Staub plötzlich dahingekommen war. „Nun sieh mal, Nurali", sagte ich, „sieh mal, was dein liebes Kismet wieder alles angerichtet hat!"

„Bei Allah, Saheb", beteuerte er, „nein, das haben die Dimaki getan. Die gehen nur auf Schaden aus; die müssen vom Schaitan (Satan) besessen sein."

Ja, das sollte man beinahe meinen. Aber wie soll man ihnen beikommen, wie sich ihrer erwehren? — Um sie wenigstens einige Zeit aus den Schränken zu halten, ließ ich diese gut reinigen und dann mit Petroleum ausstreichen. Tatsächlich ließen sich nachher keine Termiten mehr darin blicken.

Später bin ich noch zweimal dem Zerstörungswerk der Termiten noch gerade rechtzeitig auf die Spur gekommen, einmal in der Sakristei im Paramentenschrank, und das andere Mal im Übungssaal daneben an einem neuen Harmonium.

Die Termiten gehören zur Ordnung der Netzflügler (neuroptera). Sie werden fälschlich „weiße Ameisen" genannt, denn die Ameisen gehören zur Ordnung der Immen (hymenoptera). Es gibt viele Abarten von Termiten; die beiden bekanntesten sind der „Termes obesus" und der „Leucotermes indicola". — Die erste Art baut pyramidenartige Hügel über der Erde und wohnt in wohlgeordneten Völkerschaften zusammen, die aus König, Königin, Arbeitern und Soldaten bestehen. Gewöhnlich unterhalten sie auch in ihren Nestern eine Reihe anderer Insekten, sogenannte Termitengäste, deren süßliche Ausscheidungen ihnen überaus gut schmecken. Der Haushalt und die Lebensweise dieser Termiten läßt sich ohne besondere Schwierigkeiten beobachten und ist durch weitläufige Forschungen schon größtenteils bekannt. Der Mensch braucht sie nicht zu fürchten.

Anders verhält es sich mit der zweiten, oben genug gekennzeichneten Art, dem „Leucotermes indicola". Diese baut keine Nester über der Erde, beschränkt sich auch nicht auf einzelne Orte, sondern hat ihre wohlgeborgenen Schlupfwinkel in der Erde, und zwar überall in ganz Indien. Es sind die gefährlichsten und gefürchtesten aller Termiten. Sie rücken zwar dem Menschen nicht zu Leibe, fallen aber mit um so größerer Freßgier über alles her, was man außer Metallen und Steinen sein eigen nennt. Was immer sie finden an Holz, Leder, Tuch, Pappendeckel und Papier, fällt ihrem Fraß zum Opfer. Darum sind sie eine wahre Geißel und eine allgemeine Landesplage für ganz Indien.

Wohl haben Goten, Tataren, Hunnen und Vandalen in längst vergangenen Zeiten schrecklich gehaust und in ihrer Zer-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

störungswut überall, wohin sie kamen, Schrecken und Verderben verbreitet. Was sie verübt, das war einmal und ist nun längst vorüber. Aber das Zerstörungswerk der Termiten geht in Indien zu allen Zeiten und an allen Orten unaufhaltsam weiter. Gegen all die gefährlichen Tiere, wie Tiger, Panther und Schlangen, kann man sich schützen: gegen die Termiten aber ist man wehrlos. Man bemerkt sie nicht eher, als bis sie bereits irgend einen Schabernack verübt haben.

Sobald man an einer Wand oder einem Möbelstück eine braunerdige Ader, so dick wie ein Strohhalm, sieht, weiß man Bescheid. Dann heißt es gleich zugreifen und die Eindringlinge, soweit man kann, verfolgen und vernichten. Da sie Feinde des Lichtes sind, bauen sie mit ihren Ausscheidungen eine Kruste über sich, und unter dieser Deckung, wie unter einem Schilde, betreiben sie ihr Zerstörungswerk. Entfernt man die dünne Kruste, so geraten die Banditen in die größte Aufregung und laufen fieberhaft umher, um irgend ein Loch zu finden und dorthin zu flüchten. Bei dieser Gelegenheit kann man die Ertappten, weil sie blind sind, fast restlos vernichten und hat die bescheidene Genugtuung, ihnen wenigstens an dieser Stelle einen Strich durch die Rechnung gemacht zu haben.

Wie dankbar wäre die ganze Bevölkerung Indiens, wenn es der Wissenschaft gelänge, ein Sicherheitsmittel gegen die Leucotermes-Plage zu finden! Aber bisher steht die Forschung der unterirdischen Lebensweise dieser Termitenart und der Frage ihrer Unschädlichmachung noch ratlos gegenüber. Darüber aber herrscht völlige Klarheit, wer die Verantwortung für all die erwähnten Verwüstungen trägt: Kismet oder die Termiten.

4. Ministerium des Innern

Wie glücklich können sich doch die Herren Pfarrgeistlichen in den christlichen Ländern schätzen, daß sie von den Sorgen und Plagereien des Innenministeriums, d. h. des Haushaltes, ganz oder wenigstens größtenteils frei sind und sich so einzig und lediglich ihren Berufsarbeiten hingeben können. Der arme Missionspfarrer hingegen muß auch für seinen Haushalt sorgen. Er muß alle Haushaltungsgeschäfte einheimischen Dienern überlassen, denen er immer auf die Finger sehen muß. Kurz, er muß sich dem einheimischen Hausdienstsystem anpassen.

Damit man nun einen wahrheitsgetreuen Begriff von der Lage eines indischen Missionspfarrers betreffs des Hauswesens habe, muß vor allem das indische Hausdienstsystem klargemacht werden.

Das indische Hausdienstsystem

Auf die Frage: „Was willst du denn werden?" sagte mir einmal ein kleiner Schlaumeier: „Ich will ein Herr werden."

„Warum denn?"

„Oh, dann hab ich's gut, dann brauch' ich nicht zu schaffen, das tun dann andere für mich."

Der Kleine hatte gar nicht so schlecht gerechnet. Sollte er einmal nach Indien kommen, dann wäre er als Europäer sofort ein Herr, ein „Saheb." Er müßte zwar als Europäer in sahebswürdiger Weise sein Brot verdienen, aber die zu seinem Haushalt nötigen Arbeiten würden Diener für ihn besorgen.

In keinem andern Lande der Welt ist die Arbeitsteilung so bis ins kleinste durchgeführt wie in Indien. Das Kastensystem hat dafür gesorgt, daß es für jeden besondern Beruf, jedes besondere Gewerbe, jedes besondere Handwerk, jeden besondern Dienst, ja für jede besondere Art von Spitzbüberei und Verbrechen eine besondere Kaste gibt. Diesem starren Kastensystem ist das ganze gesellschaftliche Leben in Indien unterworfen. Wer in einer gewissen Kaste geboren ist, muß zeitlebens in derselben bleiben und die ihr eigene Arbeit verrichten. Auch kann er in keine andere Kaste hineinheiraten. Die Kaste ist nämlich eine Genossenschaft, in die man hineingeboren wird. Daher heißt die indische Bezeichnung für dieselbe „Jat", was eigentlich Geburt bedeutet.

Die bei weitem zahlreichste der vier Hauptkasten, der Brahimen, Kschatrias, Vaishas und Shudras, ist die vierte oder Shudra-Kaste. Diese ist die Kaste der Diener und dazu da, um die drei oberen Kasten zu bedienen. Nach der Art ihrer Handwerke und Arbeiten und nach dem Grad ihrer Reinheit zerfallen die Shudras wieder in mehrere hundert Unterkasten. — Als bessere Shudras gelten die Weber, Töpfer, Schmiede, Zimmerleute, Hirten usw.; als unrein die Wäscher, Barbiere, Fischer, Schuhmacher usw.

Als noch unreiner als die schlechtesten Shudras werden die „outcasts", d. h. die Ausgestoßenen, Verworfenen, betrachtet, wie die Gassenkehrer, Klosettreiniger, die Angehörigen der erblichen Diebskasten und schließlich alle „mlechas", d. h. Barbaren, wie Christen oder Mohammedaner, die außerhalb der Kastenordnung des Hinduismus stehen.

Die Hindu-Outcasts werden nach dem Tamil-Wort „parayer" (d. h. einer, der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die Trommel schlägt) Parias genannt. Diese sind die geborenen Sklaven Indiens, haben keine Rechte und werden als Inbegriff aller Unreinheit von allen verachtet und gemieden. Sie dürfen deshalb auch nur an der Außenseite eines Dorfes oder einer Stadt wohnen, woher gewöhnlich kein Wind kommt, denn sonst würde dieser die Kastenleute verunreinigen.

Die Shudras zusammen mit den Parias bilden gut neun Zehntel der Gesamtbevölkerung.

Als Herren gelten in Indien vor allem die Herren des Landes, die Engländer, die „Firingis". Jeder Weiße ist aber in den Augen der Inder ein Firingi, also ein Saheb, den man respektieren muß. Infolge jahrhundertelanger Unterdrückung ist das indische Volk an Unterwürfigkeit und sklavische Ehrfurcht gegen die Weißen gewöhnt, aber im Herzen haßt und verabscheut es dieselben als Eindringlinge und Barbaren.

Außer den Weißen werden auch die Mitglieder der drei höchsten Kasten: die Kschatrias und die Vaishyas, als Herren angesehen.

Die Frau eines Sahebs tituliert man „Mem Saheb", d. h. Herrin. — Wie es nun nach indischer Auffassung ganz unter der Würde eines Sahebs ist, daß er die Arbeit irgend einer unteren Kaste verrichtet, also auch Hausarbeiten wie Kochen, Putzen, Waschen usw., so müssen auch seine Frau und Kinder sich standesgemäß solcher Arbeiten enthalten. Ein Europäer, der Handarbeiten verrichtet oder ein Handwerk betreibt, ist in den Augen der Indier kein eigentlicher Saheb und wird daher verachtet.

Will also ein Weißer, der eigenen Haushalt führt, als wahrer Saheb gelten, dann muß er sich für die verschiedenen Geschäfte seines Haushaltes mit einem Stab von Dienern umgeben. So will es die althergebrachte Gesellschaftsordnung Indiens. „Denn", so sagt sich der Indier, „wozu sind wir dienende Menschen denn anders da, als die Sahebs zu bedienen und von ihnen zu leben? — und wozu anders sind die Sahebs da, als uns in Dienst zu nehmen und uns zu ernähren?"

Je höher die Stellung und der soziale Rang des Sahebs ist, desto größer muß auch die Zahl seiner Diener sein und desto größer ist dann auch der Stolz und das Selbstbewußtsein dieser Diener; denn die Würde und Bedeutung des Sahebs hebt auch sofort das Ansehen der Diener bei der Bevölkerung.

Herrschaftliche Europäer mit Familie sind überdies gezwungen, weil sie außerhalb des Hinduismus stehen, also unrein sind, sich solche Diener zu besorgen, die wie sie selbst outcasts sind, also Christen, Mohammedaner oder Parias.

(Fortsetzung folgt.)

Wer wirklich Christ sein will, steht immer in voller Verantwortlichkeit vor dem Höchsten für alles Leid, das er hätte trösten können!

Caritas tröstet:
Stütze sie durch Mitarbeit und Mitgliedschaft!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br.:

Schott I. Das vollständige Römische Meßbuch. 1548 Seiten, Preis 9—16 RM.
Meßformulare für alle Tage des Jahres. Alle Texte lateinisch und deutsch.

Das schon über 50 Jahre bekannte und beliebte Meßbuch der katholischen Kirche von P. Anselm Schott, soll dem Laien immer mehr erschlossen u. vertraut werden. Alle sollen mit dem Priester die hl. Meße beten und verstehen können. Der Verlag Herder hat sich deshalb bemüht innere wie äußere Ausstattung aufs trefflichste zu gestalten. Besonders als Geschenk geeignet.

Am Büchertisch (Herbstnummer 1937) Hausmitteilung des Verlags Herder Freiburg i. Br.

In bunter Folge kommen Proben aus den verschiedenartigsten Werken, die im Verlag Herder neu erschienen sind. Die Werk- und Bildungsbücher werden besonders gewürdigt. Die Beiträge behandeln volkstümliche Geschichtsschreibung, schöngeistiges Schrifttum, japanische Märchen, Erziehungsfragen werden behandelt, auch die theologischen Bücher werden nicht vergessen.

Bezug der Zeitschrift kostenlos und unverbindlich durch den Verlag Herder Freiburg i. Br.

Salesianer-Verlag München 11:

Christus und die Millionen von A. Lehmann. 192 Seiten, Preis 1.20 RM.
Es ist ein flammender Aufruf Sinn und Verständnis für die Heilstätigkeit der Kirche zu wecken. In klarer Ausführung wird uns die Notwendigkeit, ja die Pflicht der Missionierung gezeigt. Es ist eine für unsere Zeit besonders wichtige Klarstellung mit Beispielen.

Ferd. Dümmlers Verlag, Berlin und Bonn:

„Kleine Erblehre" von Hermann Muckermann. 24 Seiten, Preis 0.35 RM.
Das neue Heft der Schriftenreihe „Familie" faßt alles Wesentliche aus der menschlichen Erblehre kurz zusammen. Die gewonnen Ergebnisse sind äußerst lehrreich und verdienen größte Beachtung.

Literarisches Institut P. Haas & Cie, Augsburg:

„Das Mindelheimer Weihnachtsspiel" von A. Maximilian Miller. 96 Seiten, Preis geb. 2.80 RM., kart. 2.20 RM.
Ein Weihnachtsspiel, das der Künstler in deutschen Landen abspielen läßt. Es versetzt den Zuschauer Jahrhunderte zurück in die Zeit der Gotik, in der Mindelheim, das schwäbische Städtchen, eine geschichtliche Bedeutung hatte. Die Sprache ist die des mittelschwäbischen Bauertums.

Selbstverlag: Karmel, Köln-Lindenthal, Dürener Straße 89:

Unter dem Zepter der Friedenskönigin. Herausgegeben vom Karmel. 192 Seiten mit 25 zweiseitigen Bildtafeln, Oktav, kart. RM. 2.80.
Wir lesen die Geschichte eines Marienbildes, das einst für die Stadt Köln und weit über ihre Grenzen hinaus ein Quell des Segens und Friedens geworden war für viele in harter innerer und äußerer Not und die Geschichte vieler Seelen, die ein heiligmäßiges, opferfreudiges Leben führten in den Mauern des Karmels. Ein Stück Weltgeschichte entrollt sich unserem Auge, in die hineingezeichnet ist gütiges Entgegenkommen und Verfolgung einer kleinen Gottesfamilie, die über allem Weltgeschehen den Blick für die Überwelt nicht verlor. Das macht dieses Buch wertvoll für unsere Zeit. Kunstvolle Bildbeilagen helfen dazu, die Vergangenheit lebendig vor uns erstehen zu lassen.

Über dem Ganzen liegt der Hauch inniger Gotthingegebenheit und zarter Marienminne. So lehrt dieses Buch den modernen Menschen die Wandelbarkeit irdischen Geschehens in Gott sehen, tragen und meistern.

P. Dr. Rhabanus CMM

Verlag: Wilh. Stollfuß, Bonn:

Besseres Deutsch! Schwierigkeiten der Sprachlehre und Rechtschreibung. Von Alfred Jasper. Preis RM. 1.—.
Jeder Deutsche ist verpflichtet, seine sprachlichen Fehler zu bekämpfen und sein sprachliches Können zu vertiefen, denn ein gediegenes sprachliches Wissen ist die Grundbedingung und Voraussetzung jedes Vorwärtskommens im Leben und Beruf. In übersichtlicher klarer Form, mit Angabe vieler Beispiele werden die Hauptschwierigkeiten behandelt und allgemein verständlich erklärt.

Wie wende ich die Satzzeichen richtig an? Von Alfred Jasper. Preis RM. 0.75.
Das Wichtigste über den Beistrich (Komma), Punkt, Gedankenstrich und die übrigen Satzzeichen ist in übersichtlicher leicht verständlicher Form dargelegt. Die Regeln über die Satzzeichen sind scharf umrissen und darüber hinaus enthält die sehr lehrreiche Schrift noch eine Reihe „Fragen und Antworten" aus der täglichen Praxis.

Fremdwörter und fremdsprachliche Ausdrücke. V. Alfred Jasper. 1. Teil: Herkunft, Aussprache und Bedeutung. 2. Teil: Entbehrliche Fremdwörter. Preis RM. 1.25.
Selbstverständlich ist das Bändchen nicht als eine Werbung für einen häufigen Fremdwortgebrauch anzusehen, sondern es soll jeder daraus erkennen, wie ein Fremdwort durch ein gutes deutsches Wort ersetzt werden kann. In dem zweiten Teil des Bändchens sind entbehrliche Fremdwörter (wie: absolut, eventuell, diverse, blamieren u. a.) für sich aufgeführt worden.

Nachdruck sämtlicher Orginal-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet. — Verantwortlich: P. D. Sauerland, Mariannhiller Mission Gallneukirchen. — Kommissionsverlag Rud. Puchner, Linz, Landstr. 33. — Druck: Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Schwaben

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN